



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

37. JAHRGANG ■ 1 | 2008





Weißenhofsiedlung Stuttgart,
Außenansicht.
(Foto: Brigida Gonzales/space4,
Stuttgart)

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

1/2008 37. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. I. Plein
Redaktionsausschuss:
Dr. C. Baer-Schneider, Dipl.-Ing. V. Caesar,
Dr. D. Jakobs, Prof. Dr. C.-J. Kind,
Dr. C. Mohn, Dr. K. Preßler,
Dr. P. Wichmann, Dr. G. Wieland,
Dr. D. Zimdars
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Lektorat: André Wais
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner / Verena Schmyneč
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 23000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Inhalt

- | | | | |
|----|---|----|---|
| 1 | Editorial | 45 | „Droben bringt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Thal“
Die Michaelskirche bei Gundelsheim und die Denkmalpflege im 20. Jahrhundert
Julius Fekete/Christoph Morrissey/
Markus Numberger |
| 3 | Denkmalpflege und Moderne in der Weißenhofsiedlung
August Gebeßler | 51 | Wie steht es um die evangelische Albanuskirche in Aich?
Messtechnische Baubeobachtungen und Verformungsanalyse
Günter Eckstein |
| 5 | Bauforschung an einem Objekt der Klassischen Moderne
Das Doppelhaus von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in der Weißenhofsiedlung in Stuttgart
Claudia Mohn | 54 | Denkmalporträt
Teer und Holzkohle aus dem Schwarzwald –
Ein Salveofen bei Nordrach
Bertram Jenisch |
| 13 | Das Doppelhaus von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung
Restauratorische Untersuchungen zu Oberflächen und Farbfassungen im Innen- und Außenbereich
Helmut F. Reichwald | 56 | Denkmalporträt
„Ein Zyklus personifizierter Gelahrtheit“
Die Bildnissammlung der Tübinger Universität
Dieter Büchner |
| 19 | Auf den Spuren Le Corbusiers
Die Museumskonzeption
Alexander Minx/Henning Meyer | 58 | Personalien |
| 23 | Panzerfenster – eine fast vergessene innovative Fensterkonstruktion
Der weite Weg zum Isolierglasfenster
Hermann Klos | 60 | Mitteilungen |
| 29 | Das Badhaus im Schwetzingen Schlossgarten
Die Restaurierung des Gebäudes, seiner Innenräume und Ausstattungen
Nanette Schärf/Hartmann Manfred Schärf | 63 | Neuerscheinungen |
| 36 | Das so genannte Heilighaus in Ravenstein-Oberwittstadt (Neckar-Odenwald-Kreis)
Vom Abbruchkandidaten zum Museum
Claudia Baer-Schneider | | |
| 40 | Zum Wasserbau im Mittelalter
Beispiele aus Südbaden
Andreas Haasis-Berner | | |

Dieser Ausgabe liegt das Jahresregister 2007 und eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Die Beilage ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Am 2. März 1858, also vor genau 150 Jahren, wurde durch König Wilhelm von Württemberg erstmals die Stelle eines Konservators für die „vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale“ eingerichtet und mit dem Ulmer Professor Konrad Dietrich Haßler (1803–1873) besetzt. Der vom damaligen Minister des Kirchen- und Schulwesens Gustav Rümelin (1815–1889) vorgeschlagene Haßler wurde damit der erste staatliche Denkmalpfleger Württembergs. Das Landeskonservatorium war ein selbstständiges, dem Minister unmittelbar unterstelltes Amt – ein Grundsatz, der erst durch die Verwaltungsstrukturreform des Jahres 2005 aufgegeben wurde. Eine, wie ich meine, bemerkenswerte Tatsache!

Die Einrichtung einer staatlichen, auf die Denkmalpflege der Kunst und Altertümer ausgerichteten Organisation war insofern von grundsätzlicher Bedeutung, als durch dieses Amt sowohl die Bodendenkmale, d.h. die archäologischen Denkmale im heutigen Sinne, wie auch die Bau- und Kunstdenkmale im Zusammenhang mit der gesamten Denkmalpflege eines Landes vertreten wurden. Eine Einheit, die bis heute in vielen Bundesländern besteht und sich inzwischen auch als zukunftsweisend herausgestellt hat. Damit wurde die schon 1853 durch August von Bayer im Großherzogtum Baden und ab 1858 in Würt-



150 JAHRE DENKMALPFLEGE IN WÜRTTEMBERG



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE

temberg begründete Denkmalpflege im Südwesten Deutschlands zu einer viel beachteten Einrichtung.

Wenn wir in diesem Jahr auf eine 150-jährige Tradition der Denkmalpflege im Lande Württemberg zurückblicken, so ist dies umso wichtiger vor dem Hintergrund der Entwicklung des Fachgebietes innerhalb dieser Zeit: vom einstigen Einmannbetrieb in Württemberg und Baden zu einer Fachinstitution, zu der heute Archäologen, Kunsthistoriker, Architekten, Naturwissenschaftler und Restauratoren zählen. Es wurde eine Staatliche Denkmalpflege aufgebaut und entwickelt, die heute nicht nur im Lande, sondern weit über die Grenzen des Bundeslandes hinaus in Deutschland und Europa eine viel beachtete Fachdenkmalpflege darstellt. Bis zur Auflösung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg am 1. Januar 2005 arbeiteten mehr als 230 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in einem selbstständigen Fachamt für Baden-Württemberg an dieser landespolitisch wichtigen kulturellen Aufgabe eines Bundeslandes. Mit der Neuverteilung der Denkmalpflege in vier Regierungspräsidien hat die Staatliche Denkmalpflege ihre Selbstständigkeit verloren und ist eingebunden in andere Verwaltungsbehörden. Trotz dieser Neuaufstellung wird es die Aufgabe der zukünftigen Generationen sein, die Grundziele der nun 150-jährigen Entwicklung der Staatlichen Denkmalpflege auch in den nächsten Jahrzehnten fortzuführen und wei-

1 *Portrait Professor
Konrad Dietrich Haßler
(1803–1873).*

II. Verfügungen der Departements.

Departement des Kirchen- und Schulwesens.

Bekanntmachung des Ministerium des Kirchen- und Schulwesens, betreffend die Staatsfürsorge für die Denkmale der Kunst und des Alterthums.

Um die sorgfältigere Erhaltung der im Vaterlande befindlichen Denkmale der Kunst und des Alterthums zu sichern, haben Seine Königliche Majestät die Aufstellung eines eigenen Beamten für diesen Zweck mit dem Titel eines Conservators genehmigt und durch höchste Entschliebung vom 2. d. M. diese Stelle dem Professor Hakler in Ulm als widerrufliches Nebenamt gnädigst zu übertragen geruht. Es ist hiebei die Absicht, daß zunächst eine genaue Kenntniß aller derjenigen Denkmale, seien es Bauwerke oder Werke der bildenden Künste, welche öffentlich sichtbar und zugänglich sind, und durch ihren Kunstwerth oder die geschichtliche Erinnerung Bedeutung haben, gesammelt und auf deren Eigenthümer dahin eingewirkt werde, daß sie solche Denkmale in würdigem Stande und in ihrem wesentlichen Charakter erhalten. Unter jene Gegenstände gehören beispielsweise Kirchen Kapellen, Rathhäuser, Klostergebäude, Schlösser, Burgruinen, Thürme, Thore, Iordann Säulen, Bildstöcke, halb erhabene Arbeiten, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Chorstühle, Grabmäler, Denksteine, Inschriften, Wappenschilder, Verzierungen, Wandgemälde, andere Gemälde, die an öffentlichen Orten aufgestellt sind, u. a. m. Der Conservator wird hienach ein Verzeichniß solcher Gegenstände anlegen, welches seiner Zeit zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden soll und sich mit den Eigenthümern zu gedachtem Zwecke in Verbindung setzen. An die betreffenden Staatsbehörden werden hinsichtlich dieses Gegenstandes besondere Weisungen erlassen werden. Es ergeht aber hiedurch auch an alle andere öffentliche Diener, besonders an die Geistlichen und Lehrer öffentlicher Anstalten, sowie an die Gemeindebeamten, in gleicher Weise ferner an alle Kenner und Freunde der Kunst und an die Vereine, welche ähnliche Zwecke verfolgen, die Einladung, die den gemeinsamer Interessen der Kunst und Vaterlandskunde dienende Absicht der Staatsregierung durch bereitwilliges Entgegenkommen und thätige Unterstützung des Conservators nach Kräften zu fördern.

Stuttgart den 10. März 1858.

M u m e l l n.

fachliche Denkmalpflege. Denkmale sind unverwechselbare Zeugnisse der Kultur und Geschichte unseres Landes. Sie zu pflegen, zu schützen und den nachfolgenden Generationen weiterzugeben, ist sicherlich auch heute eine der wichtigsten Aufgaben der Kulturpolitik unseres Landes.

Dieses Gedenkjahr wollen wir dazu nutzen, in verschiedenen Veranstaltungen auf die 150-jährige Geschichte der Denkmalpflege unseres Landes aufmerksam zu machen. So ist es mir eine ganz besondere Freude, dass am 14. September dieses Jahres die bundesdeutsche Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals in Esslingen am Neckar durchgeführt wird. Zum ersten Mal wird dieser alljährlich von Hunderttausenden von Menschen genutzte Tag in Baden-Württemberg eröffnet. Hohe Vertreter der Bundes- und Landespolitik werden zur Bedeutung der Denkmalpflege sprechen. Am Sonntag, den 16. November, wollen wir in einer festlichen Veranstaltung zum 150-jährigen Bestehen der Staatlichen Denkmalpflege in Württemberg im Stadthaus von Ulm, zu Füßen des Ulmer Münsters, Rückblick und Perspektiven der Denkmalpflege aufzeigen. Eine Veranstaltung, zu der wir Sie heute schon sehr herzlich einladen. 150 Jahre Denkmalpflege in Württemberg geben Anlass zur Erinnerung und zum Rückblick. Vor allen Dingen aber geben sie uns Anlass, das aufzuzeigen, was in den nächsten Jahren und Jahrzehnten im Mittelpunkt der Denkmalpflege unseres Landes stehen wird.

Esslingen, im Januar 2008

2 Bekanntmachung des Württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, veröffentlicht im Staatsanzeiger vom 14.3.1858.

ter auszubauen. Die herausragende Qualität der Bau- und Kunstdenkmale, aber auch die große Zahl bedeutender archäologischer Denkmale in unserem Lande erfordern gerade auch in Zukunft eine finanziell und personell gut aufgestellte

*Prof. Dr. Dieter Planck
Präsident des Landesamtes
für Denkmalpflege*

Denkmalpflege und Moderne in der Weißenhofsiedlung

Der konservatorische Umgang mit Bauzeugnissen der Klassischen Moderne zählt zu den spannendsten und gleichermaßen kritischsten Herausforderungen der Nachkriegsdenkmalpflege. Ein herausragendes Beispiel aus diesem Arbeitsfeld wird schwerpunktmäßig in dieser Ausgabe des Nachrichtenblattes vorgestellt: Die denkmalpflegerische Instandsetzung des Doppelhauses von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung.

Aus dem Blickfeld dreier verschiedener Fachrichtungen wird zu einer Erneuerungsmaßnahme berichtet, die nicht nur in der konservatorischen Vorgehensweise uneingeschränkt Anerkennung in der Fachwelt findet; vielmehr konnte ihr sehenswertes Resultat auch den staunenden Beifall der interessierten Öffentlichkeit erhalten.

Das war bekanntlich nicht immer so. Im Gegenteil. Noch in den ersten Nachkriegsjahrzehnten konnten sogar herausragende Architekturleistungen der frühen Moderne keine Wertschätzung und keine Fürsprecher finden – nicht in der Denkmalpflege und schon gar nicht in der breiten Öffentlichkeit.

Für eine Denkmalpflege, die damals mit dem Wiederaufbau kriegszerstörter, vertrauter Geschichtszeugnisse befasst war, musste die herbe Ästhetik einer bewusst technisch-konstruktiven Architektursprache zunächst als extrem fremdartig erscheinen.

Zudem: Durch das als „hässlich“ empfundene Altern moderner Baumaterialien und durch unbedachte Nutzungseingriffe wurden die Qualitäten dieser Bauten vielfach „verschüttet“.

Vor diesem Hintergrund hat man in der Nachkriegszeit viele und dabei selbst pionierhafte Bauleistungen der Moderne – wie beispielsweise in Stuttgart das berühmte Schocken-Kaufhaus von Erich Mendelsohn – rücksichtslos demoliert.

Es waren vor allem engagierte Architekten und Architekturhistoriker, die den Konservatoren ein erstes Wissen um die Bedeutung der Moderne nahebrachten und den Blick schärften für die individuellen Qualitäten im innovativen Experimentierfeld der Klassischen Moderne – gerade auch in der Weißenhofsiedlung.

Zusammen mit den ersten denkmalpflegerischen Sanierungsaufgaben wurden die Konservatoren dann allerdings auch gleich mit jenen völlig neuen Problemen konfrontiert, die nun einmal mit dem reparierenden Erhalt moderner Bauten einhergehen: beispielsweise der Umgang mit den

damals neuen Baumaterialien oder auch bei der schwierigen Reparatur experimentell neuartiger Baukonstruktionen und deren bauphysikalischen Anfälligkeiten; außerdem die stets mit Eingriffen verbundene Einlösung inzwischen gewandelter Nutzungsansprüche. Und nicht zuletzt die in den eigenen Reihen nach wie vor virulente, dümmliche Auffassung, wonach Bauten der Moderne nicht – wie die vorindustriellen Baudenkmale – als Geschichtszeugnisse zu behandeln seien, sondern rundum auf einen neuwertig-ursprünglichen Zustand gebracht werden müssten.

Jedoch bereits die ersten praktischen Sanierungsfälle, wie beispielsweise die Erneuerung der Stuttgarter Liederhalle in den 1980er Jahren, erbrachten für all diese Fragen wichtige Erfahrungen und Einsichten.

Ausgesprochen vorbildlich wurde in diesem Arbeitsfeld dann allerdings die Wüstenrot Stiftung. Eine Verlagsanzeige in diesem Heft verweist auf die Dokumentationen zu jenen Hauptprojekten, mit denen die Wüstenrot Stiftung – in Bauherreneigenschaft zusammen mit ihrem wissenschaftlichen Beirat – denkmalpflegerisch vorbildhafte Standards für den erhaltenden Umgang mit Bauzeugnissen der Klassischen Moderne gesetzt hat: für die Arbeiten am Le Corbusier-Doppelhaus.

Diese Wüstenrot-Sanierungsbeispiele sind im jeweiligen Bau- und Nutzungscharakter höchst unterschiedlich. Aber allen Maßnahmen ist zweierlei gemeinsam. Zum einen das Ausmaß und die Gründlichkeit der archivalischen, bauarchäologischen und restauratorischen Voruntersuchung, aus der sich das wechselvolle Geschick dieser Gebäude und mithin die bewahrenswerten Geschichtsspuren erschließen konnten. Und zum anderen die großzügig eingeräumte Möglichkeit einer zwar zeitintensiven, aber fachlich lohnenden Auseinandersetzung mit dem denkmalpflegerischen Leitziel einer Wiederherstellung.

Allerdings ist die Erneuerung des Le Corbusier-Doppelhauses auch von der städtischen Nutzungsvorgabe her ein Glücksfall: Das Doppelhaus dient zur einen Hälfte als Informationszentrum für die Weißenhofsiedlung. Besonnene Architekten haben dazu mit intelligentem Bezug zum einstigen Wohnungsgrundriss ansprechende Ausstellungsräume eingerichtet. Die andere Haus Hälfte vermittelt in der rekonstruierend angenäheren Wiederherstellung als „begehbare Exponat“ einen Eindruck von der experimentellen Wohnwelt im Oeuvre Le Corbusiers.

1927 malte Reinhold Nägele dieses Bild von der Weißenhofsiedlung, etwas mystisch aber doch sehr authentisch zeigt es das Bauensemble kurz vor der Fertigstellung. Im Vordergrund links, das Le Corbusier-Haus.



Alles in allem ist das exponiert gelegene Doppelhaus ein Signal – in der vorbildhaft denkmalpflegerischen Vorgehensweise, im rundum überzeugenden Resultat, das auch in der Wiedergewinnung der ursprünglichen Gartenordnung zu Recht Beachtung findet. Und nicht zuletzt auch ein Signal für die künftig anstehende Sanierung der anderen baulichen Zeugnisse der Weißenhofsiedlung. All diese Gebäude sind nach wie vor bewohnt, bei ihnen kann die allzu häufig praktizierte „Flucht“ in die museale Nutzung keine Lösung sein. Vielmehr sollen sie einerseits weiterhin in maßvoll eingelöster Weise heutigen Wohnansprüchen genügen können. Andererseits sollen

sie zugleich auch die besonderen Qualitäten ihrer Architektursprache behalten oder wiedergewinnen, denkmalpflegerisch also ein schwieriges Unterfangen. Und so bleibt der Umgang mit Bauzeugnissen der Klassischen Moderne, wie eingangs erwähnt, auch künftighin eine spannende und kritische Herausforderung.

Prof. Dr. August Gebeßler
Präsident des Landesdenkmalamtes a. D.
Lenbachstraße 79
70192 Stuttgart

Bauforschung an einem Objekt der Klassischen Moderne

Das Doppelhaus von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in der Weißenhofsiedlung in Stuttgart

Die Architektur des frühen 20. Jahrhunderts scheint uns heute noch sehr vertraut. Fotos, Film- oder Tondokumente vermitteln das Gefühl, quasi noch in dieser Zeit zu leben, überlieferte Ausführungspläne machen mit dem Ursprungsbau vermeintlich gut bekannt. Trotzdem sind diese, im Vergleich zum übrigen Denkmalbestand relativ jungen Bauten oftmals in einem schlechten bzw. stark überformten Zustand. Zudem ist das Wissen über tatsächlich Realisiertes, verwendete Materialien oder ursprünglich vorhandene Ausstattung häufig erstaunlich lückenhaft. Daher ist auch für die Instandsetzung dieser Bauten eine präzise Bauuntersuchung unerlässlich, um deren Qualitäten bewerten und Konzepte für einen substanzschonenden Umgang entwickeln zu können. So war es am Doppelhaus von Le Corbusier und Pierre Jeanneret Aufgabe der Bauforschung, für alle anstehenden Entscheidungen – ob Reparatur, Rückbau oder Rekonstruktion – gesicherte Grundlagen zu erarbeiten.

Claudia Mohn

Die Weißenhofsiedlung in Stuttgart gehört heute zu den herausragenden Zeugnissen der Klassischen Moderne. 1927 im Rahmen der Ausstellung „Die Wohnung“ durch den Deutschen Werkbund initiiert und mit finanzieller Hilfe der Stadt Stuttgart realisiert, war die Siedlung seit ihrer Entstehung ebenso bewundert wie verhasst, sodass ihr Bestand über Jahrzehnte missachtet und gefährdet blieb. Unwiederbringlich verloren sind beispielsweise die im Zweiten Weltkrieg zerstörten bzw. nach Kriegsende abgebrochenen Häuser. Jedoch ist auch die an den erhaltenen Bauten de facto noch vorhandene Originalsubstanz erschreckend rar.

Le Corbusier war unter den an der Ausstellung beteiligten Architekten zweifellos der berühmteste, aber auch der umstrittenste. Seine neuen Wohnideen provozierten heftige Kritik. Er baute gemeinsam mit seinem Vetter und damaligen Büropartner Pierre Jeanneret zwei Häuser in exponierter Lage direkt an der Hangkante zur Stadt. Mit diesen Häusern setzten sich beide Architekten mit einer neuen Form des Wohnens auseinander. Als Tragkonstruktion wählten sie ein Eisenbetonskelett, das auch Decken und Treppen trägt, sodass Grundriss und Fassaden weitgehend frei von konstruktiven Elementen gestaltet

werden konnten. Das Doppelhaus stand für den Versuch, bei beschränkter Wohnfläche durch Ineinandergreifen der Räume und Überlagerung ihrer Nutzungen eine gewisse räumliche Großzügigkeit zu erreichen. Le Corbusier entwarf feste Einbaumöbel und flexible Schiebewände. Die massiven Schränke dienten als Aufbewahrungsort der Betten und zur Unterbringung des Hausrates, sodass dafür keine weiteren Möbel notwendig waren. Nachts konnten die Wohnungen durch Schiebewände in Schlafkabinen unterteilt und die Betten zum Schlafen aus den Schränken herausgezogen werden. Indem tags die Betten in den Schränken verschwanden und die Wände zurückgezogen wurden, wandelten sich die kleinen Schlafbereiche zu großen Wohnräumen.

Die Erbauung in zweieinhalb Monaten

Neben der Errichtung der Weißenhof-Häuser war das Büro von Le Corbusier mit anderen Projekten beschäftigt, was den ohnehin äußerst engen Zeitplan der Ausstellung weiter strapazierte – zwischen dem Einladen aller beteiligten Architekten im Oktober 1926 und der Ausstellungseröffnung am 23. Juli 1927 blieben nur acht Monate. Erst im April 1927 lagen nach heftigem Drängen der





1 Die Weißenhofsiedlung. Luftbild vom 21.09.1927. Die beiden Häuser von Le Corbusier und Pierre Jeanneret bilden den südlichen Abschluss der Siedlung. Sie stehen in exponierter Lage direkt an der Hangkante zur Stadt.

Ausstellungsleitung Baupläne für das Doppelhaus vor. Um die Errichtung der Häuser vor Ort zu betreuen, wurde kurzfristig Alfred Roth, zu dieser Zeit als junger Architekt im Büro von Le Corbusier tätig, nach Stuttgart entsandt. Roth traf Ende April – drei Monate vor Ausstellungseröffnung – am Weißenhof ein. Erst Anfang Mai wurde mit dem Aushub für das Doppelhaus begonnen; vier Wochen später war bereits die Decke für die Dachterrasse errichtet. Ende Juni stellte man die betonierten Einbaumöbel fertig, für die Roth nur wenige Tage vorher Ausführungspläne an Le Corbusier gesandt hatte. Anfang Juli begannen die Arbeiten am Garten. Roth berichtete schon etwas resigniert nach Paris, dass 15 Arbeiter mit der Anlage begonnen hätten und er befürchte, der Garten werde nicht „nach unseren Prinzipien, sondern nach ihren fixen Ideen“ entstehen. Mitte Juli schrieb Roth, dass er noch gerade rechtzeitig die Farbpläne für die Innenräume von Le Corbusier erhalten habe, sodass die Innen- und Fassadenanstriche beginnen konnten. Noch zwei Tage vor Ausstellungsbeginn kündigte Le Corbusier Zeichnungen für neue Stahlrohrsessel an, die allerdings nicht mehr hergestellt wurden. Stühle, Tische und Bilder trafen erst im August ein.

Es verwundert kaum, wenn Kurt Schwitters über die Eröffnung am 23. Juli 1927 vermerkte: „Ich war 6 Stunden unter den Häusern, habe meinen neuen Sommermantel mit frischer Ölfarbe eingeseift, wodurch ich mich nicht von anderen Besuchern unterschied [...].“

In einer Bauzeit von nur zweieinhalb Monaten sind beide Häuser errichtet worden. Die Architekten waren in dieser Zeit nicht vor Ort, die Ausführung lag allein in den Händen von Roth, der bis dahin über keine Erfahrung in praktischer Bauausführung verfügte.

Der enorme Zeit- und zusätzlich der Finanzdruck machte die Verwirklichung vieler Vorstellungen von Le Corbusier unmöglich. Roth mühte sich, dessen Intentionen umzusetzen und zugleich realisierbare und vor allem schnell durchführbare Lösungen zu finden. Im Ergebnis entstanden oftmals Rothsche Interpretationen dessen, was Le Corbusier beabsichtigte. Ihr Briefwechsel zeigt, dass Le Corbusiers Vorschläge häufig zu spät kamen, sodass Roth Entscheidungen direkt auf der Baustelle treffen musste und dabei immer wieder vom Zeitplan und den Bautrupps überrollt wurde. Vieles von dem, was letztlich realisiert wurde, fand weder zeichnerischen noch schriftlichen Niederschlag.

Mit allen überlieferten Bauplänen ist deshalb kritisch umzugehen, solange sich die Ausführung nicht durch Befunde am Bau selbst oder durch Fotos bestätigen lässt. Für die Bauforschung bedeutet diese Erkenntnis, dass sich auch bei einem so jungen Haus die Bauuntersuchung vor Ort durch keine Sekundärquelle ersetzen lässt. Dank des umfangreichen Quellenmaterials aber können die Fragestellungen an den Bau präzisiert werden.

Der spätere Umgang mit dem Haus

Das Haus ließ sich nach Ausstellungsende nicht vermieten. Erst ein Jahr später, Ende 1928, zog Anton Kolig, Maler und Professor an der Stuttgarter Kunstakademie, in beide Haushälften. Als sein Mietvertrag 1932 auslief, veranlasste die Stadt Stuttgart einen Umbau, bei dem wesentliche Gestaltungselemente der Architektur von Le Corbusier aufgegeben wurden: Der großzügige Dachgarten musste einem zusätzlichen Wohngeschoss weichen. Der wandelbare Grund-

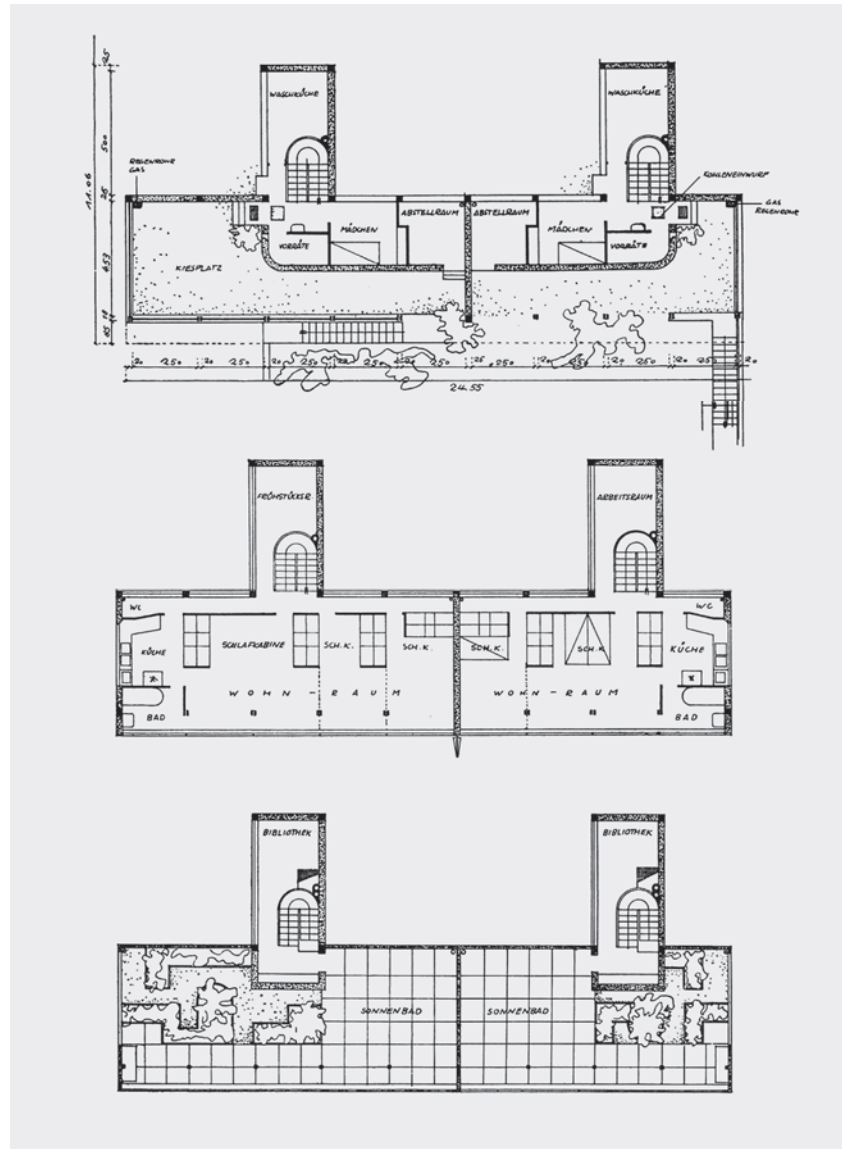
riss wurde zugunsten fester Trennwände verändert, was den Abbruch aller Einbauschränke und Schiebewände bedingte. Außerdem ersetzte man die Schiebefenster durch konventionelle Drehkippfenster. Hinzu kam der nachträgliche Einbau eines Kellers, der eine Anhebung der äußeren Stützmauer und einen Neubau der Erdgeschosssterrasse bedingte. Durch diesen Eingriff verschoben sich die Proportionen des Hauses empfindlich.

Abbruchplanungen und Artillerieangriffe während des Zweiten Weltkrieges überstand das Doppelhaus weitgehend ohne Schädigung. 1958 wurde die Siedlung unter Denkmalschutz gestellt. So war zwar ein gewisser Status quo gesichert, Schäden und weitere Umbauten blieben jedoch trotzdem meist unbeachtet. Mitte der 1960er Jahre war, wenn man so will, das Werk der Demontage des Doppelhauses, das in den 1930er Jahren seinen Anfang genommen hatte, vollendet: In beiden Haushälften gab es keine ursprüngliche Grundrissstruktur mehr, geschweige denn Ausstattung, und fast sämtliche originalen Fenster fehlten.

Erst zwischen 1981 und 1987 führte das Staatliche Hochbauamt eine Instandsetzung der gesamten Siedlung durch. Diese Maßnahme vor mehr als 30 Jahren war gewiss eine Pioniertat. Es konnte kaum auf vergleichbare Vorhaben an anderen Objekten der Klassischen Moderne zurückgegriffen werden, zudem fand eine für diese Zeit bemerkenswert ausführliche Bauvorbereitung statt, mit Bestandsdokumentationen, bauhistorischen Recherchen und restauratorischen Voruntersuchungen. Das Konzept sah vor, Verbauungen der letzten Jahrzehnte zu entfernen und beispielhaft in einigen Häusern jeweils eine Wohnung im Zustand von 1927 zu rekonstruieren.

Jedoch ist die Sanierung aus heutiger Sicht auch kritisch zu würdigen. So sollten die Häuser weiterhin rentabel vermietbar sein. Die damit verbundenen Forderungen nach „angemessener Berücksichtigung des bautechnischen Fortschritts“ und einer Verbesserung des Ausbaustandards führten zu einem beträchtlichen Verlust noch vorhandener Originalsubstanz.

Beim Doppelhaus strebte man im Äußeren eine detailgetreue Wiederherstellung an. Die notwendigen Maßnahmen des Wärmeschutzes sollten sich „nur im cm-Bereich bei Wegnahme des alten Putzes“ bewegen. Dies bedeutete das Abschlagen der bauzeitlichen Außenputze zugunsten eines neuen Dämmputzes. Auf der Dachterrasse wurden die zusätzlichen Aufbauten von 1933 abgebrochen und wieder Pflanztröge und neue Bodenplatten eingefügt, beides jedoch in verändertem Material. Um Feuchtigkeitsschäden zu vermeiden, wurden die Anschlussbereiche zwischen



Terrassenboden und Wand bzw. Stützen wie auch die Dachkanten zusätzlich mit Blechen verkleidet.

Im Innern blieb in der linken Haushälfte der veränderte Grundriss bestehen. Im rechten Hausteil wurde dagegen eine „am Original orientierte, weitestgehende Rekonstruktion“ angestrebt. Dazu wurden alle nachträglichen Einbauten entfernt und neue Einbaumöbel nach dem Vorbild von 1927 errichtet. Küche und sanitäre Einrichtungen entstanden in für die 1980er Jahre typischen Formen.

Die aktuelle Instandsetzung

2002 erwarb die Stadt Stuttgart das Doppelhaus vom Bund zurück, mit dem Ziel, dort ein Informationszentrum für die Siedlung einzurichten. Die Wüstenrot Stiftung stellte für die Instandsetzung die notwendigen finanziellen Mittel zur Verfügung und übernahm mit der Bauherrenschaft auch inhaltliche Verantwortung für die Maßnahme.

2 Grundrisse des Doppelhauses, 1927. Erdgeschoss mit der Terrasse unter den Stützen, Wohnungsgeschoss mit dem transformablen Grundriss, Dachgeschoss mit der bis auf die Treppenhäuser die gesamte Hausfläche einnehmenden Dachterrasse.



Vor Beginn der Instandsetzung musste eine intensive Auseinandersetzung nicht nur mit den Intentionen von Le Corbusier, sondern vor allem mit dem durch Roth tatsächlich Realisierten stattfinden. Entscheidendes Thema für den weiteren Umgang mit dem Haus war jedoch seine Geschichte, die Beschreibung seiner Entwicklung von der Entstehung bis heute. Nur mit diesem Wissen ließen sich bauliche Veränderungen nicht nur als Verlust, sondern auch als Spuren veränderter ästhetischer Vorstellungen und gewandelter Nutzungsansprüche begreifbar machen. Schließlich sollte es nicht Intention sein, der Öffentlichkeit ein Haus zu präsentieren, das wohl den Vorstellungen von Le Corbusier entspräche, so aber nie ausgeführt bzw. längst nicht mehr in Bestand war. Über diesen Grundsatz waren sich alle Beteiligten einig.

Außenkubatur und Garten



Denkmalpflegerisches Ziel war es, im äußeren Erscheinungsbild den Zustand von 1927 und damit die Qualität, die das Haus zu seiner Entstehungszeit besaß, anschaulich zu machen. Um die ursprünglichen Außenproportionen wiederzugewinnen, wurden der Keller von 1933 rückgebaut und das Eingangsniveau der Erdgeschossterrasse abgesenkt. Vorab galt es zu klären, wie die ursprüngliche Oberfläche dieses Bereichs beschaffen war. Den bauzeitlichen Plänen ist nur zu entnehmen, dass die Fläche aus einer Kiesschüttung bestand und das Laufniveau zum Haus hin anstieg. Das tatsächliche Oberflächenprofil und dessen Materialität erschließt sich aus den Plänen und Fotos nicht.

Deshalb führte man in den vom Keller unberührten Bereichen archäologische Sondagen durch. Nach diesen Befunden bestand die Oberfläche aus einem rötlichen, nur wassergebundenen Steinsplitt. Zudem konnte ein beträchtlicher Niveauanstieg des Terrassenbodens zum Haus hin festgestellt werden.

Eine Wiederherstellung der Erdgeschossterrasse entsprechend dieser Befunde erwies sich für die aktuellen Anforderungen als nicht ausführbar. Eine wassergebundene Decke unter Dach ohne ständige Befeuchtung ist nicht dauerhaft haltbar, ebenso gab es Zweifel, ob die starke Steigung der



3a „Tag“, 3b „Nacht“ 1927. Die festen Einbauschränke dienten zur Unterbringung des Hausrates und der Betten. Tags verschwanden die Betten in den Schränken, nachts zog man sie heraus und unterteilte den Wohnraum durch Schiebewände in kleine Schlafkabinen.

4 Außenansicht, 1927.



Terrasse einen sicheren Zugang für die geplante öffentliche Nutzung bieten könne. Die Fotos von 1927 zeigen, dass man teilweise große Bruchsteine in den Kies gelegt hatte, vermutlich, um zu starke Höhendifferenzen nachträglich auszugleichen. Deshalb wurde in der linken Haushälfte eine ebene Fläche aus Bodenplatten angelegt und die Höhendifferenz durch ein zusätzliches Podest vor der Hauseingangstreppe ausgeglichen. In der rechten Haushälfte führt nun eine schräge Rampe von der straßenseitigen Treppe zum Hauseingang.

Die Annäherung an die Qualität von 1927 beinhaltetete auch eine Freistellung des Hauses vom Bewuchs sowie die Neuanlage des Gartens. Ebenso wie auf der Erdgeschoßterrasse wurden vorab archäologische Sondagen durchgeführt, um den tatsächlichen Bestand von 1927 zu überprüfen, denn in den vergangenen Jahrzehnten war auch der Garten stark vernachlässigt worden. Mithilfe der Sondagen ließen sich die Unterkonstruktion der Wege, einer Sitzecke und die abgesägten Stützen der Rosenlauben nachweisen, was bei der Neuanlage des Gartens eine Annäherung an die ursprüngliche Gestaltung erlaubte.

Auf der von Le Corbusier als „bevorzugter Ort des Hauses“ bezeichneten Dachterrasse hatte man bereits bei der Sanierung 1984 den nachträglichen Geschossaufbau entfernt und den Dachgarten wieder angelegt. Allerdings mussten Kompromisse eingegangen werden: Die Brüstungen waren erhöht, kleinteiligere Betonplatten verlegt und die Pflanztröge nur ungenau der ursprünglichen Geometrie angepasst worden. Aus statischen Gründen bestanden sie nicht wie ursprünglich aus Beton, sondern aus vorgefertigten Glasfaserzementteilen. Da die Dachisolierung ohnehin erneuert werden musste, wurde auch hier im Sinn der angestrebten ursprünglichen Außenproportion verändernd eingegriffen, indem die Brüstung wieder auf ihre bauzeitliche Höhe abgesenkt und Pflanztröge und Betonplatten einer erneuten Rekonstruktion nach Plänen und Fotos unterzogen wurden.



5a Dachterrasse, 1927.

5b Dachterrasse, 2002, vor der Instandsetzung.

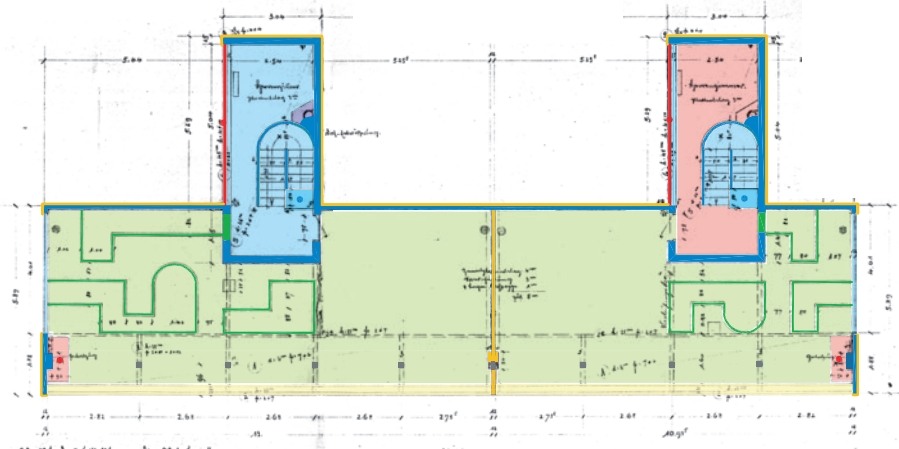
Der größte Eingriff auf der Dachterrasse war die notwendige Erneuerung des Flugdaches von 1927. Nachdem die Betonflächen als fast vollständig schadhaft eingestuft wurden, war eine Reparatur nicht mehr möglich. Deshalb mussten das Flugdach wie auch die schadhaften Stützen und die Querriegel zum Treppenhaus abgebaut und durch neue Betonkonstruktionen ersetzt werden.

Die Innenräume

Im Innern des Hauses wurde das Konzept der Sanierung von 1984 mit den unterschiedlichen Innenzuständen übernommen: Die linke Haushälfte sollte weitgehend ihren vorhandenen Wohnungsgrundriss behalten, der das Resultat mehrfacher Umbauten ist und die veränderte Wohnnutzung vermittelt, während die rechte Haushälfte eine Annäherung an den Zustand von 1927 darstellt. Dieses Konzept kam der Nutzungsvorstellung der Stadt Stuttgart entgegen, indem die linke Haushälfte das Museum der Weißenhofsiedlung aufnimmt und die rechte Haushälfte als „begehbare Exponat“ Le Corbusiers

6 Die 1984 rekonstruierten Bett-Schrank-Möbel, Zustand vor der Instandsetzung 2003.

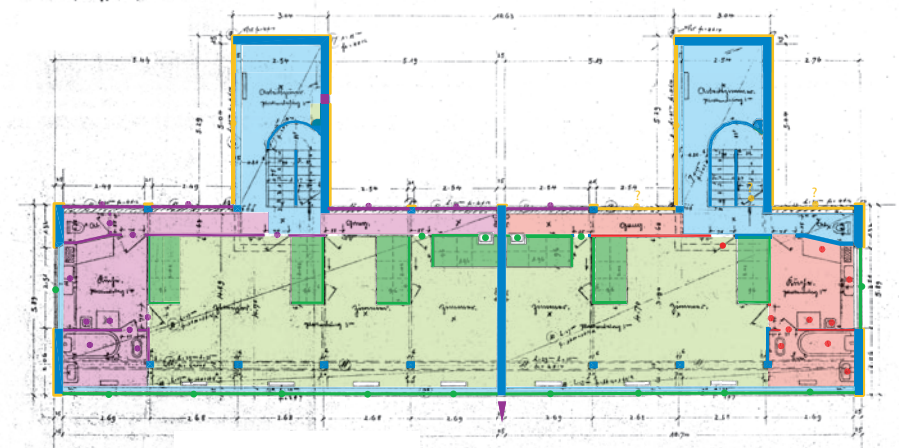




Abstrahl-Ordnung „Am Abgang“
 Blatt L₁ Original: In Kopie
 Original vom 08.09.1927 1:50
 Blatt-L₁ 336 m

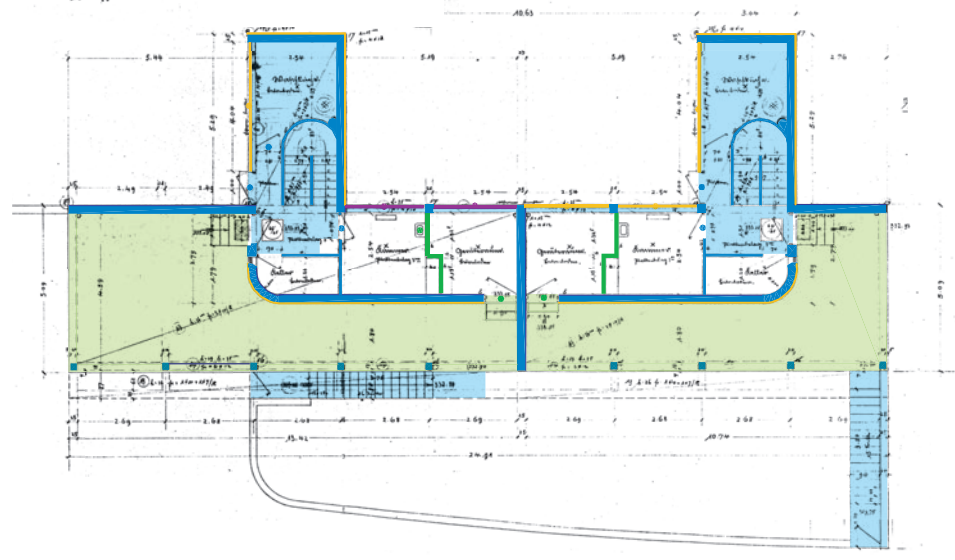
Blatt No. 3

15.09.1927, 19.09.1927



Abstrahl-Ordnung „Am Abgang“
 Blatt L₁ Original: In Kopie
 Original vom 08.09.1927 1:50
 Blatt-L₁ 336 m

15.09.1927, 19.09.1927



- Bestand 1927
- Verlustzone 1932/33
- Verlustzone 1950er Jahre
- Verlustzone 1960/70er Jahre
- Verlustzone 1983/84
- Verlustzone 2004/05
- Verlust Ausstattung

7 Verlustpläne. In den Entwurfsplänen von 1927 sind die Verluste des Bestandes 1927 nach Farben zeitlich differenziert kartiert worden.



Ideen für dieses Haus veranschaulicht. Über die Details, welche Veränderungsspuren in der einen Haushälfte beibehalten bzw. in der anderen Haushälfte einer erneuten Rekonstruktion zu unterziehen seien, entwickelte sich unter den Beteiligten ein langwieriger Diskussionsprozess.

Aufgrund der Veränderungen am Doppelhaus bereits fünf Jahre nach seiner Errichtung und der bis in die 1980er Jahre fortschreitenden Verlustgeschichte fehlen fast sämtliche originalen Ausbauteile und Einrichtungsgegenstände. Viele Informationen dazu konnten aus schriftlichen Quellen, bauzeitlichen Plänen, Fotos und Erfahrungen mit anderen Le Corbusier-Bauten gewonnen werden. Allerdings ist zu beachten, dass Le Corbusier zwar die meisten Entwürfe geliefert hat, das tatsächlich Gebaute und die Detailausbildung wurden jedoch überwiegend durch Roth vor Ort bestimmt und so teilweise in keinem Plan erfasst.

1984 stellte man die Schrank-Bett-Möbel vor allem aufgrund damaliger Nutzungszwänge „originalähnlich“ wieder her. Die Kästen waren zugunsten größerer Betten etwas länger, bestanden nicht mehr aus Beton, sondern wegen statischer Gründe aus Holz und besaßen Unterschiede in den Konstruktionsdetails, wie dem Mechanismus der Bettklappen, ihren Griffhöhen und den Scharnieren der Schranktüren. Ausgehend von diesen Einbaumöbeln favorisierten die Vertreter der Stadt als zukünftige Nutzer das Ziel, die Rekonstruktion von 1984 rückzubauen und die gesamte rechte Haushälfte detailgetreu im Zustand von 1927 wieder herzustellen. Dieses Vorhaben ließ sich allein aufgrund der vielen unbekannt Details kaum realisieren. Letztlich wurden die 1984 rekonstruierten Einbauschränke mit den dazugehörigen Schiebewänden durch eine erneute Rekonstruktion ersetzt. Diese kommt dem Original von 1927 hinsichtlich Kubatur und Oberfläche sicher näher, bleibt aber zweifellos in Details strittig. Auch bei dieser Rekonstruktion musste auf ein leichteres Material ausgewichen werden: eine mit Leichtbauplatten beplankte

Stahlrohrrahmenkonstruktion. Auf eine Rekonstruktion der Einrichtung von Küche und Bad wurde während der Instandsetzung bewusst verzichtet. Die Einrichtung dieser Räume übernahm die Stadt im Rahmen der Museumseinrichtung.

Das Ergebnis

Die Instandsetzung und die Einrichtung des Museums sind zweifellos gelungen und können sich feiern lassen. Trotzdem bleiben für den Denkmalpfleger Zweifel zurück. Es wird dem Besucher des Hauses schwer gemacht, in der linken Haushälfte mit dem veränderten Grundriss überhaupt noch die ehemalige Wohnnutzung wahrzunehmen. Details wie Türblätter und Zargen sind ebenso wie die Kücheneinbauschränke der 1950er Jahre entfernt worden. Es fehlen damit jene Details, die

8 Archäologische Untersuchung des Aufbaus der Erdgeschossertasse. Die bauzeitliche Oberfläche, ein wassergebundener grober Estrich, ließ sich in den vom nachträglichen Kellereinbau nicht zerstörten Bereichen noch nachweisen.

1 Aufbau 1984

2 Aufbau 1932/33

3 grober Estrich, bauzeitliche Oberfläche

4 Lehmbooden

9 Außenansicht mit dem neu angelegten Garten, 2006.



10 Innenansicht mit den
erneut rekonstruierten
Bett-Schrank-Möbeln,
2006.



es erleichtern, eingestellte Wände nicht nur als Projektionsflächen für Museumsinformationen, sondern als raumbildende Elemente mit einer Nutzungsgeschichte zu erkennen. In der rechten Haushälfte, dem „begehbaren Exponat“, vermischen sich nach der Museumseinrichtung Originalsubstanz von 1927, Rekonstruktionsteile der 1980er Jahre, neue Rekonstruktionselemente von 2006, neu hergestellte Möbel nach Entwürfen von 1927 und Einrichtungsgegenstände aus den 1920er Jahren, die als Museumsstücke neu in das Haus gebracht wurden. Mit dieser Einrichtung lässt sich das Wohnkonzept von Le Corbusier gut verdeutlichen. Eine Spurensuche nach dem, was tatsächlich Originalbestand von 1927 ist, was in den letzten Jahrzehnten verändert wurde bzw. was nun neu hinzugefügt wurde, ist jedoch kaum möglich. Jedenfalls solange ein didaktisches System fehlt, das sich nicht nur den Ideen von Le Corbusier widmet, sondern sich

auch in dieser Hälfte dem Haus mit seiner Geschichte annimmt.

Literatur

- Karin Kirsch: Die Weißenhofsiedlung, Stuttgart 1987.
Le Corbusier/Pierre Jeanneret: Doppelhaus in der Weißenhofsiedlung Stuttgart. Die Geschichte einer Instandsetzung (Baudenkmale der Moderne), hg. v. Georg Adlbert, Stuttgart/Zürich 2006.
Hermann Nägele: Die Restaurierung der Weißenhofsiedlung 1981–87, Stuttgart 1992.
Alfred Roth: Zwei Wohnhäuser von Le Corbusier und Pierre Jeanneret, Stuttgart 1927, Faksimile Stuttgart 1991.

Dr.-Ing. Claudia Mohn
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Das Doppelhaus von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung

Restauratorische Untersuchungen zu Oberflächen und Farbfassungen im Innen- und Außenbereich

Die bauzeitliche Konzeption des Doppelhauses von Le Corbusier und Pierre Jeanneret von 1927 (Rathenaustraße 1 und 3) hatte nur kurzzeitig Bestand, bereits 1932/1933 erfolgten massive Umbauten, wie die Herausnahme von Einbauten und Raumteilern in beiden Häusern sowie eine Veränderung der Grundrisse. Damit ging ebenso ein Großteil der ursprünglichen Oberflächen und differenzierten Farbgestaltungen verloren. Mit neuen Nutzungskonzeptionen für beide Häuser erfolgte auch eine Neugestaltung der Oberflächen mit anderen Materialien und Verarbeitungstechniken. Durch handwerkliche Eingriffe wurde der ursprüngliche Bestand dezimiert oder in Teilbereichen abgedeckt. Auch mit der Instandsetzung in den 1980er Jahren verbanden sich Eingriffe in die Oberflächengestaltungen. Grundlage für die Instandsetzung der Jahre 2003 bis 2005 waren daher neben der Bauforschung umfangreiche restauratorische Untersuchungen zum Bestand.

Helmut F. Reichwald

Nutzungsänderungen und erste Instandsetzung in den 1980er Jahren

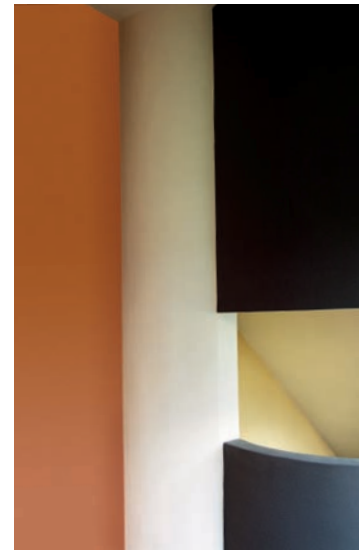
Nutzungsbedingte Veränderungen und Schönheitsreparaturen an den Oberflächengestaltungen des Doppelhauses waren in allen Instandsetzungsphasen immer mit Eingriffen verbunden. Eine große Rolle spielten hier auch materialtechnische Gegebenheiten und die Notwendigkeit, für neue Oberflächengestaltungen einen tragfähigen Untergrund zu schaffen.

Auch im Außenbereich beeinträchtigten verschiedene Veränderungen erheblich die architektonische Konzeption. Der während der Kriegszeit aufgebrauchte Tarnanstrich auf den Fassaden der Weißenhofsiedlung wurde 1968 unter Beibehaltung noch vorhandener bauzeitlichen Putzflächen durch einen Neuanstrich überarbeitet. Obwohl 1958 die Unterschutzstellung der Siedlung als Sachgesamtheit erfolgte, liegen keine Hinweise einer denkmalpflegerischen Gesamtkonzeption zur Außenfarbgebung von 1968 vor.

Von 1981 bis 1987 führte die Staatliche Hochbauverwaltung Stuttgart im Auftrag des Bundes als Eigentümer eine Sanierung der Weißenhof-

siedlung durch. An den Häusern von Le Corbusier und Pierre Jeanneret begannen umfangreiche Instandsetzungsplanungen. Eine erste Bestandsaufnahme mit restauratorischen Voruntersuchungen zur Erfassung bauzeitlicher Oberflächen und Farbfassungen erfolgte am Einfamilienhaus von Le Corbusier, Bruckmannweg 2.

Mit fortschreitender Planung zur Instandsetzung des Doppelhauses veranlasste das Staatliche Hochbauamt 1984 weitere restauratorische Untersuchungen. Damaliges Ziel war es, mit den Untersuchungsergebnissen der rechten Haushälfte, Rathenaustraße 3, die ehemaligen Farbgestaltungen zu belegen, um die bauzeitlichen Strukturen und Einbauten rekonstruieren zu können. Soweit die bauzeitlichen Putzschichten noch vorhanden waren, konnte dieser Beleg erbracht werden. Für die 1932 entfernten Einbauten wie Bettkästen, Schiebetüren und Einbauschränke gab es keine Befunde zur ehemaligen Farbigkeit. Konstruktionszeichnungen und Belege für die Einbauten existieren zwar, jedoch ist aus ihnen nicht ersichtlich, welche Oberflächenbehandlung vorgesehen war oder zur Ausführung kam. Das Archivmaterial mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Aufnahmen

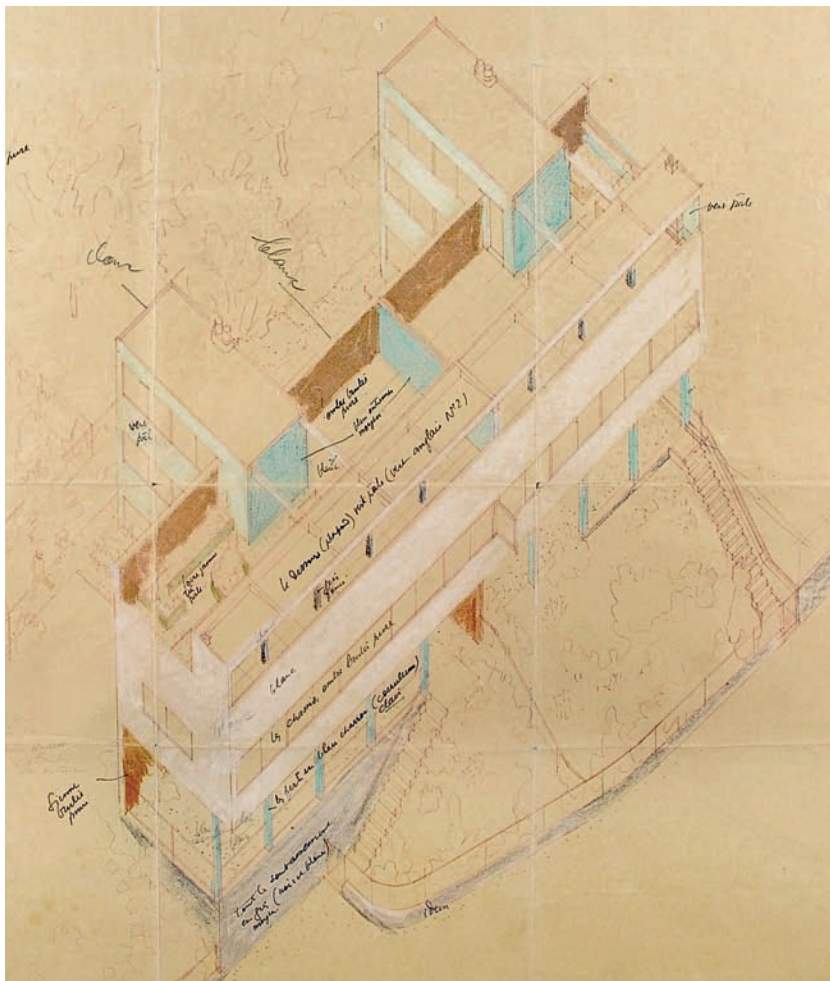


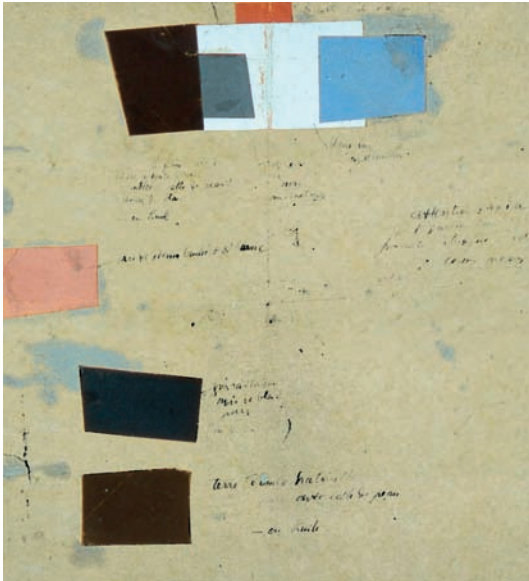
von 1927 kann keinen Aufschluss über Nuancen ursprünglicher Farbwerte geben. Die Bemühungen der staatlichen Hochbauverwaltung und des damaligen Bauleiters Hermann Nägele waren sehr intensiv, um an alle bauzeitlichen Unterlagen und Entwürfe zu gelangen. Am 15. März 1983 wurde der 1927 von Le Corbusier eingesetzte Bauleiter Alfred Roth zu einem Besuch nach Stuttgart eingeladen. Alfred Roth hatte nicht nur die Umsetzung der Architekturplanung von Le Corbusier übernommen, sondern war auch für die Oberflächenbehandlung und Farbgebungen der Fassaden und Innenräume verantwortlich. 1927 hatte er Axionometrien von den Häusern angefertigt und sie zu Le Corbusier nach Paris geschickt, damit dieser Eintragungen zur Farbgestaltung der Fassaden vornehmen konnte. Diese Pläne sind erhalten und dienten in den 1980er Jahren zusammen mit den ausgewerteten Fassadenuntersuchungen als authentischer Beleg für die Rekonstruktion der Außenfarbigkeit (Abb.1). Vergleichbares Material zu den Farbfassungen der Innenräume liegt nicht vor. In einem Brief an Roth vom 4. Juli 1927 schlägt Le Corbusier vor, bei der Festlegung der Innenraumfarben wie bei den Außenflächen zu verfahren. Roth sollte die Innenraumperspektiven aufnehmen und nach Paris schicken, damit Le Corbusier

die nötigen Farbeintragungen vornehmen könne. Aus Zeitmangel hat Roth diese Unterlagen nicht erstellt, die Ausstellungsöffnung war bereits für den 23. Juli 1927 festgesetzt. Lediglich der Zeitraum vom 18. bis 23. Juli 1927 stand für die Umsetzung der Malerarbeiten beider Häuser, innen und außen, zur Verfügung, in fünf Tagen führten 17 Maler die Arbeiten aus. Zur Innenraumfarbgebung gibt es von Le Corbusier nur ein loses Blatt mit aufgeklebten Farbmustern und Angaben zu den einzelnen Farben (Abb. 2, 3).

Die Hochbauverwaltung wertete alle damals verfügbaren Unterlagen aus, um für das Haus Rathenaustraße 3 ein Konzept zur Rekonstruktion der Innenraumausstattung und -farbfassung zu entwickeln. Als beide Häuser nach der Instandsetzung wieder vermietet und bewohnt werden sollten, setzte man die Innenräume von Haus 3 entsprechend der Nutzungsansprüche instand. Die Wandflächen im Treppenhaus und in den seitlichen Gängen wurden mit einem Glasfaserflies beklebt, alle Deckenflächen und übrigen Wände mit Raufasertapete. Beide Zwischenträger versah man mit unterschiedlichen Anstrichmaterialien, die aufgrund der vorgegebenen Grundschichten unterschiedliche Oberflächenstrukturen bildeten (Abb. 4, 5). Die Raufasertapeten erhielten eine matte dispersionsgebundene Fassung, alle mit Glasfaserflies beklebten Flächen einen mit Kunststoff hoch vergüteten, abwaschbaren, leicht glänzenden Anstrich. Alle Holz- und Metalluntergründe strich man mit Lack- oder Ölfarben. Die Farbgliederung der Wände bestand aus schwarzen, braunen, gelben, roten, grauen, blauen und gelb-grauen Farbtönen. Alle Deckenflächen waren weiß gestrichen. Die nach den Plänen von Le Corbusier in den 1980er Jahren nachgebauten Schiebefenster bekamen innen einen weißen Ölfarbanstrich, die rekonstruierten Einbauten, Raumteiler und Türelemente eine graue Fassung. Mit zwei unterschiedlichen Grautönen wurden die Metallteile und Stützen gestrichen. Diese Farbgliederung entsprach den Befunden der restauratorischen Untersuchung. Bis auf die Einbauschränke, Raumteiler, Türen und Heizkörper ließ sich die Farbgliederung auf den noch vorhandenen bauzeitlichen Untergründen nachweisen. In der linken Doppelhaushälfte, Rathenaustraße 1, blieben die Veränderungsstrukturen verschiedener Umbauphasen weiterhin bestehen. Bei den Umbauten 1984 kamen weitere Veränderungen hinzu. Alle Oberflächen von Decken und Wänden, einschließlich der Türen, Fenster, Stützen und Heizkörper erhielten einen weißen Anstrich. Aufgrund der schlechten Wärmedämmung beider Häuser suchte man damals nach Lösungen zur Verbesserung der Bauphysik. Letztendlich entschied man sich, den noch weitgehend bau-

1 Von Le Corbusier 1927 handschriftlich eingetragene Angaben zur Außenfarbigkeit des Doppelhauses.

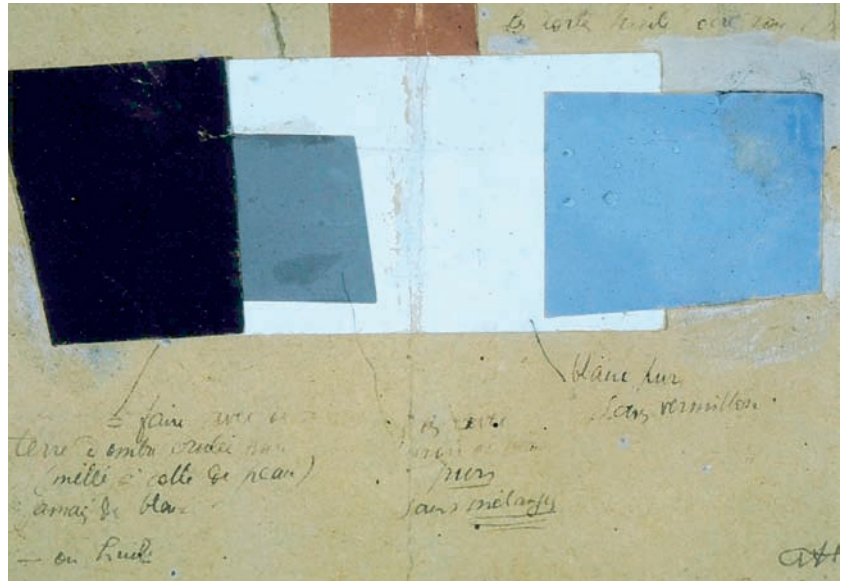




zeitlichen Fassadenmörtel abzunehmen und einen Dämmputz aufzubringen. Der Dokumentation restauratorischer Untersuchungen ist zu entnehmen, dass an verschiedenen Gliederungsteilen unter dem Dämmputz Primärdokumente erhalten blieben. Beim Entfernen der Mörtelschichten im Außenbereich wurden Belegproben entnommen, um sie im damaligen Landesdenkmalamt zu archivieren (Abb. 6).

Die Instandsetzung 2002 bis 2005

Im Vorfeld der eigentlichen Planung veranlasste die Wüstenrot Stiftung Untersuchungen, um gesicherte Grundlagen für die bevorstehenden Baumaßnahmen zu erhalten. Bauhistorische Analysen (vgl. Beitrag Mohn) sowie eine Erfassung aller verfügbaren Pläne, Fotos und Schriftquellen bildeten die Basis für das weitere Vorgehen. Parallel dazu begannen restauratorische Voruntersuchungen. Zunächst sollten punktuelle Analysen klären, ob sich unter den 1984 aufgetragenen Beschichtungen Anhaltspunkte für das damals ausgeführte Farbkonzept der Haushälfte Rathenaustraße 3 bestätigten. Für die linke Haushälfte, Rathenaustraße 1, wollte man abklären, ob sich auf den Wandflächen noch Reste von Farbfassungen unter den Beklebungen befinden. Einzelne Probeentnahmen dienten zur Klärung des technologischen Fassungsaufbaus und der Trägermaterialien, sie wurden mikroskopisch untersucht und ausgewertet. Ein erstes Ergebnis war, dass in beiden Häusern ursprünglich die gleiche Farbgebung und Farbverteilung spiegelverkehrt existiert hatte. Nachdem bei der punktuellen Voruntersuchung noch weitere Fassungsschichten der Veränderungsphasen nachzuweisen waren, wurde eine Gesamtuntersuchung mit Querschliffen und mikroskopischer Auswertung notwendig. Der Vorteil dieser Untersuchungsmethode liegt in der Er-



fassung aller Schichtebenen, die sich im Auflicht und ultravioletten Licht dokumentieren lassen. Ein weiterer Vorteil ist die geringe Menge des benötigten Probenmaterials. Gemeinsam mit dem entnommenen Fundmaterial von 1982/83 und weiteren Untersuchungen in beiden Häusern konnte man die ursprüngliche Farbverteilung an den Wänden mit den nachfolgenden Gestaltungen belegen (Abb. 7). Auf allen noch vorhandenen bauzeitlichen Trägermaterialien (Mörtel, Metall, Holz) waren die Fassungen der ersten Gestaltungsphase erkennbar (Abb. 8).

Technologische Wertung der bauzeitlichen Fassung im Vergleich mit den Fassungen der Instandsetzung von 1984

Der einzige authentische Beleg Le Corbusiers über schriftliche Farbangaben und Farbmuster der Innenräume konnte in die jetzigen Auswertungen mit einbezogen werden (vgl. Abb. 2, 3). Anhand der bauzeitlichen Farbbefunde vor Ort ließ sich – bis auf geringe Nuancen – eine Übereinstimmung mit Le Corbusiers Farbmustern feststellen. In diesem Zusammenhang wären die unterschiedlichen Untergründe anzusprechen, die zu den geringen Farbabweichungen geführt haben. Die Entwurfsfarben sind auf einem Papieruntergrund aufgetragen, während die Funde in situ auf einem Gipsträgergrund liegen. Durch Lichteinwirkung ist eine leichte Vergilbung des

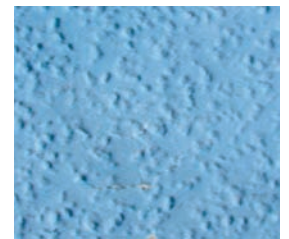
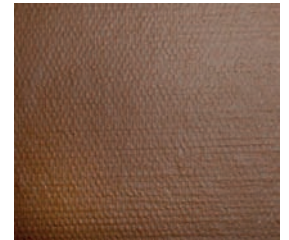
4 Farbgebung der 1987 aufgetragenen Braunfassung auf dem Glasflies mit einer glänzenden Kunststoffbeschichtung.

5 Rekonstruktion der Blaufassung von 1987 auf einer Raufasertapete.

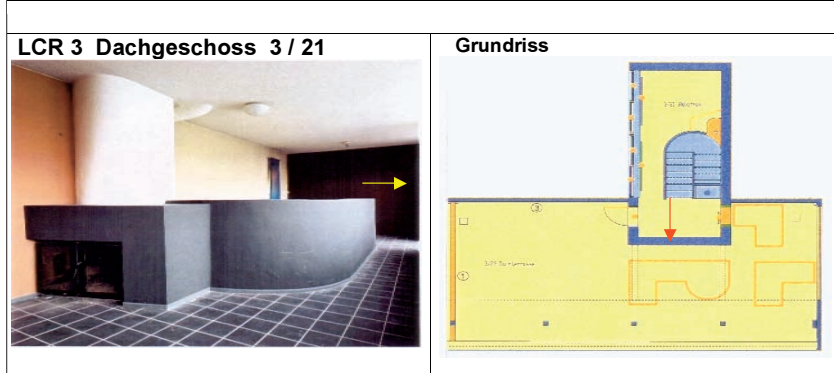
6 Bei der Untersuchung 1984 entnommene Mörtelproben mit Farbfassungen.

2 Für die Innenfarbigkeit entwarf Le Corbusier lediglich einzelne Farbmuster mit handschriftlichen Anmerkungen, ohne ihre Farbverteilung auf Decken und Wänden zu benennen.

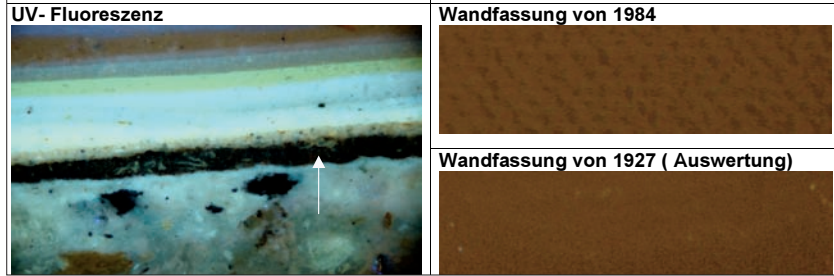
3 Ausschnitt aus dem Farbmuster von Abb. 2.



Le Corbusier Doppelhaus – Stuttgart Rathenastr. 1 – 3 Weißenhofsiedlung
 Restauratorische Untersuchung zur bauzeitlichen Farbigekeit und Auswertung des Fundmaterials

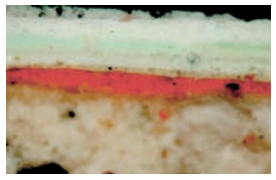


Querschliff Aufflicht 	Befundstelle 010 - Probeentnahme 0010 Schichtenabfolge (0 = Träger, 1 = erste Fassung) 6 Brauner Anstrich 06 Glasflies 5 Heller gelblicher Anstrich 05 Zwischenschicht 4 Heller Anstrich grün 04 Zwischen schicht 3 Heller rötlicher Anstrich 03 Zwischenschicht 2 Rötlicher Anstrich 02 Zwischenschicht 1 Braune Fassung 01 Grundierung 0 Mörtel
--	---



7 Beispiel zur Dokumentation und Auswertung der Untersuchung von 2004/05 anhand einer Fundstelle.

Papieruntergrundes eingetreten, wodurch es zu einem „Durchwachsen“ der Farbschicht gekommen ist. Bauzeitliche Farbaufträge auf dem Gipsgrund unterliegen zwar auch einem Alterungsprozess, die Veränderungen treten aber weniger in Erscheinung. Weitere, zu berücksichtigende Kriterien sind die verwendeten Bindemittel und die Lichtechtheit der Pigmente.



In den Corbusier-Häusern sind die Farbfassungen an Decken- und Wandflächen unterschiedlich aufgebaut. Alle Farben in den Wohnbereichen werden mit einem Leim gebunden. Auf dem geglätteten Gipsgrund liegt eine farblose Leimlöse, die eine Sättigung ungleichmäßig saugender Untergründe bewirkt. Nicht auszuschließen ist ein Zusatz von Ölen oder anderen Ingredienzen zur Emulgierung der Leimlöse. Je nach Pigment ist der leimgebundene Farbauftrag bis zur



8 Mikroskopische Aufnahme einer Probeentnahme im Querschliff aus dem Treppenhaus von Haus Rathenastraße 1 mit Fassungsabfolge ab 1927.

9 Freigelegte Graufassung von 1927 auf einer Stahlstütze im unteren Bereich; im oberen Teil die rekonstruierte Graufassung von 1987.

Wischfestigkeit mit Bindemitteln angereichert. Dunkle Farben wurden zum Teil zweischichtig aufgetragen. Alle Fassungen haben eine matte Oberfläche. Nach den Analysen von 1982, die im Institut für Technologie der Malerei an der Akademie in Stuttgart durchgeführt wurden, kommen als Bindemittel Proteine in Frage.

Der Fassungs Aufbau der Instandsetzung von 1984 weicht technologisch von dieser Konzeption ab. Gestalterisch erfolgte im Haus 1 eine monochrome Farbgebung mit weißen Anstrichen an allen Decken- und Wandflächen. Haus 3 dagegen sollte nach dem Konzept und entsprechender Befundlage einschließlich der Auswertung anderer Quellen in einen Zustand versetzt werden, der einem ursprünglichen Erscheinungsbild möglichst nahe kommt. Mit den rekonstruierten Einbauten und den im Haus anzutreffenden Farbgliederungen wurde versucht, dem Betrachter optisch ein schlüssiges Ergebnis zu vermitteln.

Die farbige Rekonstruktion der Wandflächen in Haus 3 liegt auf unterschiedlichen Untergründen (Raufasertapete, Glasfaserflies). Vermutlich wegen der damals vorgesehenen Nutzung beider Haushälften als Wohnungen erhielten diese eine strapazierfähige Wandbehandlung, die nachfolgende Renovierungen ohne weitere Eingriffe in die Substanz ermöglichen sollte.

Verglichen mit den Untersuchungsergebnissen zum technologischen Aufbau der Farbfassungen von 1927 gibt es zwei gravierende Unterschiede, auf die in diesem Zusammenhang hinzuweisen ist. Die 1984 rekonstruierten Fassungen entsprachen in ihrem Farbkonzept den Befunden, nicht aber dem ehemaligen Oberflächencharakter. Alle Farbfassungen von 1927 lagen ehemals auf vollkommen glatten Untergründen, sie wurden nicht durch Strukturen beeinflusst, sondern waren Bestandteil der Architektur.

Beim 1984 verwendeten Anstrichmaterial handelt es sich um einen modernen, mit seinen Pigmenten und Bindemitteln nur als Beschichtung zu verarbeitenden Werkstoff. Die 1927 aufgetragenen Farbfassungen waren nicht konfektioniert, sondern wurden individuell ausgemischt. Der Nachteil des Konzepts von 1984 lag eindeutig in den strukturierten Oberflächen (Raufasertapete, Glasflies), die das bauzeitliche Konzept nicht annähernd vermitteln konnten. Während die Farbgliederung an das bauzeitliche Konzept anknüpfte, erwiesen sich die Strukturputze in ihrer Dominanz als neuzeitliche – möglicherweise nutzungsbedingte – Interpretation.

Zur Realisierung der Fassungsrekonstruktion im Haus Rathenastraße 3
 Nach der denkmalpflegerischen Entscheidung, sich dem bauzeitlichen Befund wieder stärker an-

zunähern, war die Schaffung glatter Untergründe zur Rekonstruktion der Farbbefunde unabdingbar. Ein Entfernen des Glasfaserfließes im Haus 3 hätte zu Schäden an älteren Fassungen geführt, daher wurde das Aufbringen einer Glätteschicht beprobt. Diese Vorgehensweise ließ sich bei der Raufasertapete nicht realisieren, hier war eine Abnahme unumgänglich.

Nach den Farbmustern auf geglätteten Untergründen war allen Beteiligten klar, dass eine Annäherung an das Konzept von 1927 nur über diesen Weg zu erreichen war. Durch weitere Probeflächen wurden die einzelnen Arbeitsschritte modifiziert. Die mit Glasfaserfließ beklebten Flächen nahm man nicht ab, sondern glättete sie mit einer Spachtelmasse. Damit konnten alle noch vorhandenen Schichten unter dem Glasfaserfließ weiterhin erhalten bleiben. Problemlos ließen sich die Raufasertapeten von den übrigen Decken- und Wandflächen lösen. Alle freiliegenden Mörtelflächen ohne bauzeitliche Fassungen erhielten eine Ausgleichsschicht mit einer gipsgebundenen Spachtelmasse. Diese Ausgleichsschicht war notwendig, um Beschädigungen und Kabelschlitze zu egalisieren. Anschließend deckte man alle zuvor mit Raufaser beklebten Flächen zum Schutz der Befunde mit einem glatten Flies ab. Diese Zwischenschicht war als Träger für die Fassungsrekonstruktion erforderlich, um die unterschiedlichen Mörtelausbesserungen zu kaschieren und einen gleichmäßig saugenden Untergrund zu erhalten. Dank dieser Vorarbeiten konnte auf allen Decken- und Wandflächen ein geglätteter Untergrund erreicht werden, der den bauzeitlichen Gegebenheiten nahekommt. Danach war es möglich, die verschiedenen Farbgliederungen der Wand- und Deckenflächen entsprechend der Befunde aufzutragen. Als Farbmaterial kam eine der ursprünglichen Leimtechnik vergleichbare, reversible Emulsionsfarbe zur Anwendung. Der Farbauftrag erfolgte mit der Bürste, um den Oberflächenduktus von 1927 nachzustellen.

Die 1984 nachgebauten und seinerzeit weiß gestrichenen Innenseiten der Fenster wurden auf die Holzoberfläche freigelegt. Anhand der Aufnahmen von 1927 waren die Fensterrahmen in Anbindung zu einer weißen Fensterbank deutlich dunkel abgesetzt. Da es für die Fensterfarbigkeit keinen Beleg gab, entschloss man sich, die Fensterrahmen im dunklen Holzton zu belassen. Zwar entsprach dies nicht dem bauzeitlichen Materialgefüge, sondern lediglich dem auf den Aufnahmen von 1927 zu sehenden Hell-Dunkel-Kontrast (vgl. Abb. Beitrag Mohn, 3a).

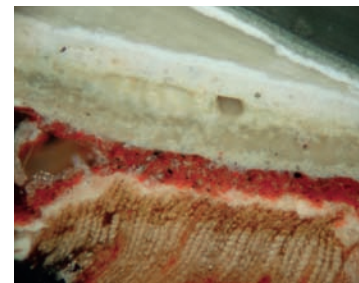
In beiden Häusern haben sich bauzeitliche Türblätter und Stahlzargen erhalten. Die vorliegenden Untersuchungsberichte der 1980er Jahre liefern keine Hinweise zur ursprünglichen Farbfas-

sung dieser Bauelemente. Anhand der jüngsten Untersuchungen ließ sich für die Stahlzargen der Türen und die Stahlstützen in den Räumen ein mittleres Grau in einer matten Ölfarbe nachweisen (Abb. 9). An den Metallrahmen, die die Durchgangstüren der Schiebeelemente aufnehmen, ergab der Befund ein dunkleres Grau.

Mittels mikroskopischer Analysen war für die Türblätter eine ursprüngliche Rotfassung zu belegen (Abb. 10). Erste mechanische Freilegungsproben mit dem Skalpell an den Türblättern erbrachten ein vielversprechendes Ergebnis. Die Hoffnung, bei der Rekonstruktion in Haus 3 ein Türblatt in seiner ursprünglichen Farbfassung zeigen zu können, zerstreute sich nach einem größeren Arbeitsmuster (Abb. 11). Der enorme Aufwand führte nicht zum erwarteten Ergebnis. Es zeigte sich, dass die Türblätter beim ersten Umbau 1932/33 abgeschliffen und weiß lackiert worden waren. Nachfolgend kamen weitere Anstriche hinzu. Das Abschleifen hatte die Rotfassung ungleichmäßig, in manchen Bereichen bis zum Holzträger, reduziert. Hinweise aus der Bauzeit von Roth oder Le Corbusier zur Farbgebung der Türen sind nicht bekannt. Nachdem die Freilegungsprobe an einem Türblatt zu keinem befriedigenden Ergebnis führte, entschied man sich, die oberste Lackschicht abzunehmen und unter Beibehaltung der verbliebenen Schichten die nachgewiesene Rotfassung mit einer matten Ölfarbe zu rekonstruieren.

Für die Eingangstüren und die Türen zur Dachterrasse lagen keine Befunde vor, sie erhielten die Graufassung von 1984. Ebenso musste mit der Farbgebung der neu rekonstruierten Schrankbetten und Schiebeelemente verfahren werden. Das Grau der Schrankbetten von 1984 entspricht dem Fassungsbefund der Stützen im Raum, ist aber nicht durch Befund belegt. Im mittleren Raum sind die Stirnseiten der Schrankbetten jetzt dem Braun der Westwand zugeordnet; eine zwar denkbare, aber nicht belegte Interpretation.

1984 hatte man die Heizkörper im Haus 3 in einem kräftigen Blau gestrichen, was gegenüber



10 Mikroskopische Aufnahme: Probenentnahme im Querschliff von einem Türblatt mit der Rotfassung von 1927.



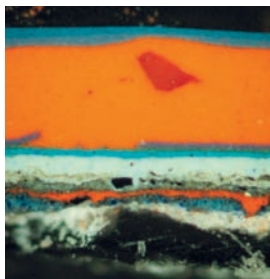
11 Arbeitsprobe zur Freilegung der Rotfassung von 1927 auf einem Türblatt. Aufgrund der bereits 1932/33 mechanisch beschädigten Oberfläche und des hohen Zeitaufwands wurde eine Freilegung nicht weiter verfolgt.

12 Primärdokument einer freigelegten Blaufassung von 1927 im Haus Rathenastraße 1, erstes Obergeschoss.

13 Primärdokument der bauzeitlichen Rotfassung (Siena) im Treppenhaus von Haus Rathenastraße 1 nach Herausnahme der Einbauten von 1932/33.



14 Rekonstruierte Decken- und Wandfassungen der bauzeitlichen Farbgebung von 1927 im Treppenhaus der Haushälfte Rathenaustraße 3.



15 Mikroskopische Aufnahme: Probeentnahme im Querschliff von einer Stahlstütze im Erdgeschoss mit verschiedenen Blaufassungen. Die orangenen Zwischenschichten sind Rostschutzanstriche.

der restlichen Farbigkeit des Raumes dominierte. Da von der bauzeitlichen Farbfassung kein Befund vorlag und das Blau wie ein Fremdkörper im Raum wirkte, erhielten die Heizkörper jetzt die Graufassung der Stützen.

Das Konzept zur Instandsetzung der Haushälfte Rathenaustraße 1

Wegen der zukünftigen Nutzung als Ausstellungsfläche erhielten in der linken Haushälfte, Rathenaustraße 1, alle Oberflächen eine monochrome Weißfassung. Wie in Haus 3 wurden die umfangreichen Befunde durch eine Zwischenschicht mit einem Flies über den Fassungs-schichten gesichert. Zur Information blieben an verschiedenen aussagefähigen Stellen bauzeitliche Befunde sichtbar.

Heute ist eine Restfläche der Blaufassung über dem Zugang zum ehemaligen Wohnraum als Primärdokument erhalten (Abb. 12). Ein weiteres Primärdokument befindet sich im ersten Obergeschoss am ehemaligen Essplatz. Durch den Rückbau der 1932/33 eingefügten Toilette konnte in diesem Bereich der vermauerte bauzeitliche Kamin mit angrenzenden Wandfassungen freigelegt werden. Die in Raumhöhe erhaltenen, nicht überarbeiteten Wandfassungen in Rot, Weiß und Schwarz zeigen die ursprünglichen Farbfassungen im gereinigten und gesicherten Zustand. Beim Einbau der Toilette entstanden mechanische Beschädigungen, die man als Gebrauchsspuren ohne Retusche stehen ließ (Abb. 13).

Zwei weitere Sichtfenster zur ehemaligen Farbgebung wurden an der Stütze zum ehemaligen Bad angebracht. Nach Herausnahme der später eingefügten Vermauerung zwischen Stütze und Fenster war es möglich, die noch erhaltene Graufassung in einem Teilbereich freizulegen.

Zur Farbgebung der Fassaden

Alfred Roth hat mit seinen Axionometrieplänen die Vorgaben zu den Farbeintragungen von Le Corbusier geschaffen (vgl. Abb. 1). Bis auf zwei Ausnahmen sind die exakten Farbangaben zu den einzelnen Architekturgliederungen von Roth 1927 am Doppelhaus realisiert worden. Le Corbusier hatte für die Stützen des Flugdachs ein Grau vorgegeben, bei den Untersuchungen 2003 fand sich auf der bauzeitlichen dünnen Mörtelschicht eine blaue Fassung. Dieser Blauton korrespondiert mit dem Blau der Stützen im Erdgeschoss, beide Farben unterscheiden sich lediglich hinsichtlich des Materials.

Die Untersuchung der Stahlstützen zeigte mehrschichtige Fassungen von 1927 bis 1984. Mehrfach wurde die bauzeitliche Blaufassung in verschiedenen Varianten wiederholt. Zwischen den einzelnen Sichtfassungen liegen Mennigeschichten als Rostschutz (Abb. 15).

Die jetzige Farbgliederung der Fassaden entspricht dem bauzeitlichen Zustand, sie kam mit einer Zwischenschicht zur Überbrückung vorhandener Feinrisse in Silikatechnik zur Ausführung. Bei allem Bemühen, Oberflächen und Farb-fassungen möglichst nah an den bauzeitlichen Bestand heranzuführen, können die Ergebnisse immer nur „originalähnlich“ sein. Verloren gegangene Materialsubstanz lässt sich durch nichts, auch nicht durch eine Rekonstruktion, ersetzen (Abb. 14).

Helmut F. Reichwald
Oberkonservator a. D.
König-Karl-Str. 20
70372 Stuttgart

Auf den Spuren Le Corbusiers Die Museumskonzeption

„Ich bin noch weit davon entfernt, dieses sehr eigenwillige Haus mit meinem Geiste zu durchdringen und zu beherrschen. Dafür regt es meine Phantasie in hohem Maße an und auf.“

Anton Kolig, erster Mieter 1929

Alexander Minx / Henning Meyer

Mit der Instandsetzung des Doppelhauses von Le Corbusier und Pierre Jeanneret (Abb. 1) ging die Entwicklung der Museumskonzeption durch das Büro space4 einher.

Das Konzept für die denkmalgerechte Instandsetzung definierte aufgrund der Bestandslage zwei unterschiedliche Haltungen für die beiden Haushälften. Aus dieser Vorgabe sowie aus dem Anspruch, das Haus als wichtigstes Exponat des Museums zu begreifen, ergaben sich die konzeptionellen Leitlinien für das neue Museum.

Die rechte Haushälfte – Rathenaustraße 3 – sollte möglichst nah an den Zustand von 1927 herangeführt werden. Ausstattung und Farbgestaltung wurden rekonstruiert, der Besucher erlebt eine Momentaufnahme aus der Zeit der Ausstellung „Die Wohnung“. So wird die radikale Idee von Le Corbusiers „Wohnmaschine“ sinnlich erfahrbar (Abb. 2).

In der linken Haushälfte – Rathenaustraße 1 – weist die Ausstellung bewusst auf Brüche hin und vermeidet den Versuch einer architektonischen Rekonstruktion. Nicht die Momentaufnahme, sondern die Darstellung der historischen Veränderungen und Entwicklungen steht im Vordergrund. Die Ausstellungsstruktur greift die histo-

rische Raumkomposition auf und interpretiert diese neu: Aus der „Wohnmaschine“ wird eine „Informationsmaschine“.

Rathenaustraße 1: Museum

In der Haushälfte Rathenaustraße 1 wurden die Veränderungen der Raumeinteilung, die das Gebäude im Laufe seiner Nutzung erfahren hat, bewusst beibehalten. Die Museumseinrichtung entstand als „Echo“ auf den ursprünglichen Grundriss, ohne bestehende bauliche Veränderungen zu verwischen. Dadurch wird für den Besucher das ehemalige Raumgefüge erlebbar, ohne es direkt rekonstruiert zu haben.

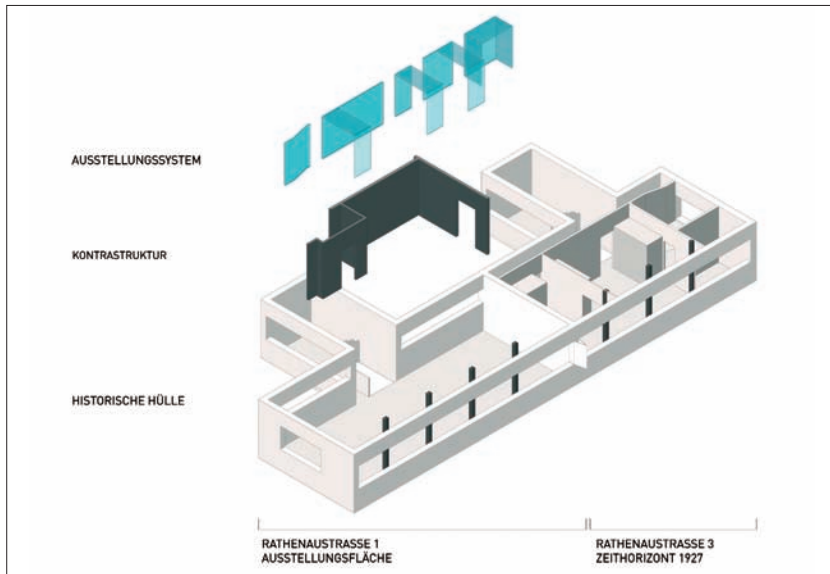
Vermittelt wird dies dem Betrachter durch gläserne Einbauten. Diese bilden einen Kontrast zur vorgefundenen baulichen Situation und überlagern sowohl die erhaltene historische Bausubstanz als auch spätere Umbauten. Es entstehen drei unterschiedliche Strukturen, die auch bei der Informationsvermittlung differenzierte Aufgaben übernehmen (Abb. 3). Zum einen ist dies die Hülle, die erhaltene oder rekonstruierte Bausubstanz von 1927. Diese bleibt weitgehend leer. Die neuen Glaseinbauten bilden die zweite Ausstel-



1 Doppelhaushälfte von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung bei Nacht, Zustand nach der Instandsetzung 2003 bis 2005.

2 Nachtzustand: Abends wurden die Schiebewände geschlossen und die Betten aus den Schränken herausgezogen. Die Farbigkeit der Innenräume wurde in der rechten Haushälfte auf der Grundlage von Befunden und historischen Plänen rekonstruiert.





3 Die Ausstellungsstruktur: In der Ausstellung überlagern sich die unterschiedlichen Zeitschichten – das ursprüngliche Gebäude von Le Corbusier, die nachträglich eingebauten Wände und die neue Ausstellung.

lungsstruktur. Sie wird zum Träger der chronologisch und thematisch geordneten Sachinformationen. Wandeinbauten der 1930er bis 1960er Jahre, die sich als Störung in der neuen Ausstellung abzeichnen, spiegeln als dritte Struktur die Gegenpositionen der jeweiligen Zeitabschnitte wider.

Parallel zum Konzept für die denkmalgerechte Instandsetzung ergeben sich auch drei inhaltliche Ausstellungsbereiche:

Der schmale Flur, im Entwurf Le Corbusiers die Erschließungszone, stellt einen Überblicks- und Einführungsbereich dar, der zugleich die Einzelthemen der Ausstellung verknüpft (Abb. 4, 5).

Die neue Glaswand bildet eine chronologische Synopse, auf der allgemeine politische und kulturelle Ereignisse des für das Museum relevanten Zeitraums vermittelt werden. Sie dienen dem Besucher als Orientierungshilfe.

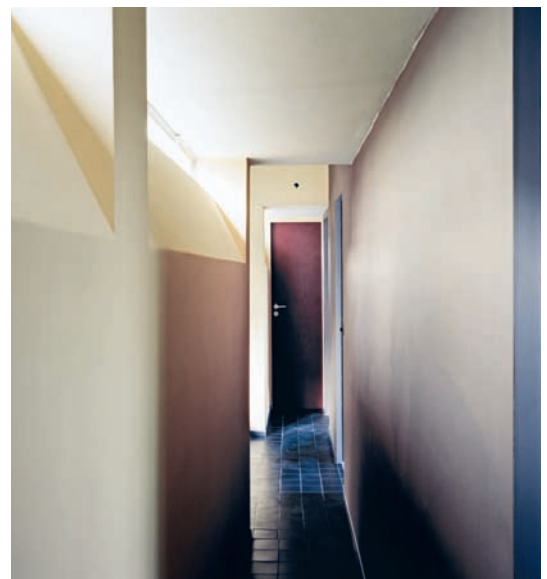
Die Zone der festen Einbauten, entsprechend Le Corbusiers Schrankelementen, stellt den Informationsspeicher der Ausstellung dar. In neuen, gläsernen Körpern, die die Kubatur der ur-

sprünglichen Betonmöbel aufnehmen, sind Ausstellungsinhalte dicht gepackt und entsprechend der Informations-Hierarchie strukturiert. In ihrem Inneren befinden sich Vitrinenkörper, die auf ihrer Oberfläche die wichtigsten Informationen zur Geschichte der Siedlung und des Hauses präsentieren. Medienstationen und mechanische Elemente (Auszüge, Schiebeelemente und Schubladen) bieten Vertiefungsebenen zu verschiedenen Themenbereichen (Abb. 6).

Der dritte Bereich, die Zone direkt vor den markanten horizontalen Fensterbändern an der Westseite, ist – genau wie beim historischen Vorbild – nur lose möbliert. Hier sind es nicht Stühle und Tische, sondern Modelle, die das Publikum vorfindet. Sie werden thematisch den Informationsspeichern zugeordnet (Abb. 7).

Zwangsläufig gibt die räumliche Orientierung der Ausstellung an der historischen Situation auch die Anzahl der Themen und Zeitabschnitte vor. Grundsätzlich folgt die Ausstellung einer chronologischen Ordnung. Allerdings ergeben sich aus der Geschichte des Hauses und der Siedlung in den einzelnen Zeitabschnitten unterschiedliche Schwerpunkte, die somit auch eine thematische Ordnung darstellen. Dabei zeichnet sich ein Weg vom „Großen“ zum „Kleinen“ ab: Zu Beginn wird der Rahmen weit aufgespannt, die unterschiedlichen Beteiligten von Stadt und Werkbund, die vorhergehenden Aktivitäten und das kulturelle und politische Umfeld finden Erwähnung. Die zweite Station befasst sich mit der Planungsgeschichte, während die dritte die eigentliche Ausstellung dokumentiert. Die vierte Station ist der Geschichte der Siedlung nach 1927 gewidmet. Bei diesem chronologischen Ablauf tritt das Doppelhaus immer mehr ins Zentrum der Betrachtung, weshalb die letzte große thematische Einheit die Dokumentation der Haussanierung darstellt.

4 und 5 Zusammenspiel: In der linken Haushälfte ist der zwischenzeitlich erweiterte Gang mittels einer Glasscheibe wieder auf die ursprünglichen 60 cm verengt worden. Dahinter, an der alten Flurwand, hängen Fotos einstiger Bewohner der 1950er Jahre. Im rechten Hausteil zeigt sich der Gang im rekonstruierten Zustand von 1927.



Das ehemalige Frühstückszimmer und die ehemalige Bibliothek, beide hinter dem Treppenhaus gelegen, widmen sich den Architekten der Siedlung. So wie das Doppelhaus beispielhaft aus den Häusern der Siedlung hervorgehoben wird, wird hier Le Corbusier aus der großen Zahl der Architekten herausgehoben. Ihm und seinem Werk ist deshalb der Raum im zweiten Obergeschoss vorbehalten. Die denkmalpflegerische Entscheidung, im Wohngeschoss die später errichteten Wände bestehen zu lassen, führt in Verbindung mit dem dargestellten Ausstellungskonzept zu spannenden räumlichen Situationen: Da sich die gläsernen Ausstellungseinbauten am ursprünglichen Grundriss orientieren, kommt es zu Überlagerungen dieser beiden raumbildenden Strukturen (Abb. 8).

Diese vielleicht zunächst irritierende Situation wurde zu einem Grundpfeiler der inhaltlichen Konzeption. Denn die Veränderungen des Grundrisses spiegeln eine Gegenposition zum „Neuen Bauen“ wider; sie entsprangen genau jenem Denken, gegen das Le Corbusier und die anderen Architekten aufbegehrten.

Diese Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen und zumindest damals unvereinbar scheinenden Haltungen zu Architektur und Gesellschaft wird nun im Museum materiell spürbar: Zwei Raumsysteme kämpfen um die zur Verfügung stehende Fläche. Während auf der einen Seite die Geschichte der modernen Architektur am Beispiel der Weißenhofsiedlung erläutert wird, präsentiert die andere als „Kontraststruktur“ die Gegenhaltung. Die unterschiedliche Materialität der beiden Strukturen, das Glas der neu hinzugefügten Ausstellungsstruktur auf der einen, die „traditionelle“ Wand aus den 1930er bis 1960er Jahren auf der anderen Seite, unterstreicht diesen Kontrast. Zwei Zitate – „...aus dem Geist unserer Zeit und für unsere Zeit gestaltet...“ (Denkschrift Deutscher Werkbund, 1925) sowie „Der bisher von Mies van der Rohe eingelieferte Plan der Werkbund-Siedlung zeigt einen hoffnungslosen Dilettantismus, er ist praktisch unbrauchbar.“ (Paul Bonatz 1926) – stehen sich hier auf den Wänden vermeintlich unvereinbar gegenüber und verdeutlichen die konträren Positionen. So wird die räumliche Anordnung der Ausstellung zur Metapher für die Spaltung der Architekturströmungen während der 1920er Jahre.

Das Konzept sah vor, sich bei Materialität und Farbigkeit der musealen Einbauten so weit wie möglich zurückzuhalten. Die verwendeten Glaswerkstoffe scheinen sich in der Wahrnehmung des Besuchers „aufzulösen“. Die Ausstellungsvitrinen sind mit Softtouch-Lacken überzogen, die nicht nur eine Bestimmung ihrer Materialität auf den ersten Blick wesentlich erschweren, sie vermitteln auch eine weiche, samtige Haptik, die sich von



6 Ein sanfter Druck, und die wie in einer Bücherwand versteauten Informationstafeln geben ihr Wissen preis. Durchgängig finden sich helle, mit einer Soft-Touch-Lackierung behandelte Flächen, deren Materialität somit unkenntlich bleibt.

den „originalen“ Materialien deutlich absetzt. In der Gestaltung des Museums werden die Prinzipien, die schon 1927 Gestaltung und Einrichtung des Gebäudes bestimmten, konsequent fortgeführt (Abb. 9).

Rathenaustraße 3: Das begehbare Exponat

Auch oder gerade weil im rekonstruierten Teil des Hauses museale, erläuternde Einbauten fehlen, ist dieser Bereich ein wichtiger Aspekt der Überlegungen zum Museumskonzept. Die Besucher sollen in die Atmosphäre der Erbauungszeit eintauchen, denn nur vor dem zeitgenössischen Hintergrund lässt sich die Radikalität dieser Architektur verstehen.

Das Konzept sah vor, dass hier, im Gegensatz zur Rathenaustraße 1, Einrichtungselemente bewusst wiederhergestellt oder, soweit möglich, in größtmöglicher Annäherung an den Originalbestand ersetzt werden. Der Besucher erlebt die



7 Einfacher kann ein Lichtkonzept kaum sein: In den Haupträumen hängen allseitig leuchtende Glühlampen von der Decke – wie ursprünglich bei Le Corbusier, nur in ihrer Materialität reduzierter als die Originale.

8 Die Vitrinen geben, übersetzt in Formensprache und Materialien unserer Zeit, die Kubatur der von Le Corbusier ursprünglich an gleicher Stelle platzierten Bettschränke wieder. Diese waren aus Beton gefertigt – die heutigen Vitrinen bestehen aus selbsttragenden Glasscheiben.



9 Eine Glaswand verengt den von früheren Bewohnern nachträglich erweiterten Gang wieder auf die ursprünglich von Le Corbusier vorgesehene 60 cm.



Räume in ihrer ursprünglichen, vielleicht überraschenden Farbigkeit. Dank einer gründlichen Bestandsaufnahme und ausführlicher Recherchen bieten die Räumlichkeiten dem heutigen Besucher tatsächlich einen authentischen Eindruck des „transformablen Hauses“ von 1927. Unter anderem wurden die Bettschränke nach Originalplänen rekonstruiert und ersetzen die freieren Nachbauten von 1983/84. Der Zugang zu den „Schlafkabinen“ sollte über den Flur an der Gartenseite des Hauses erfolgen. Mit 60 cm war dieser nicht breiter als die Gänge zeitgenössischer Schlafwaggons.

Auch die Küche rekonstruierte man in reduzierter Form. So kann sich der Besucher anhand des Herdes in der Küche – ein Modell, das dem technischen Stand von 1927 weitgehend entspricht – ein Bild der damaligen Lebens- und Arbeitsweise machen. Bereits die zeitgenössischen Besucher haben die Funktionalität der Architektur Le Corbusiers kontrovers diskutiert. Heutige Besucher sind eingeladen, dies ebenfalls zu tun. An dieser Stelle wird das Museum keine Antwort geben, vielmehr soll der Besucher sich eine eigenständige Meinung bilden. Subjektivität ist dabei gewünscht, denn das Museum will kein architektonischer Weihetempel sein, sondern eine durchaus auch kritische Auseinandersetzung mit der Moderne und ihren gesellschaftsrelevanten Entwürfen evozieren.

Die ursprüngliche Konzeption sah eine Art begehbares Hörspiel vor. Dabei sollten zeitgenössische Besucher zu Wort kommen und Architektur und Einrichtung aus ihrer Sicht, der Sicht der 1920er Jahre, kommentieren. Leider konnte dieses auditive Element bisher nur teilweise verwirklicht werden: In der Waschküche, die zeitweise als Baubüro diente, spricht Alfred Roth über seine Erfahrungen als Le Corbusiers Bauleiter.

Der Rundgang durch die Siedlung

Das Weißenhofmuseum ist auch Ausgangspunkt für den Rundgang durch die gesamte Siedlung. Ein neu konzipiertes Leit- und Informations-

system ermöglicht „Einsichten“ in die anderen Häuser der Werkbundausstellung. Bisher fand sich an den Gebäuden lediglich der Name des jeweiligen Architekten. Das neue Leitsystem bietet daneben auch einen kurzen Einblick in die Geschichte eines jeden Baus, zeigt Innenansichten und Grundrisse. Die Balance zwischen Informationsbedürfnis und der Bewahrung des gesamten Erscheinungsbildes bleibt durch die zurückhaltende Gestaltung der Systemelemente gewahrt (Abb. 10).

Fazit

Das Weißenhofmuseum ist kein „leichtgängiges“ Haus. Die Ausstellung ist kein Event, der einfach konsumiert werden kann. Vom Besucher wird ein gehöriges Maß an Arbeit und Interesse verlangt. Auch der Ansatz, aus der geringen zur Verfügung stehenden Ausstellungsfläche und der architektonischen Idee einen Leitgedanken für die Museumsgestaltung zu machen, führt im Betrieb manchmal zu Unbequemlichkeiten: Die Besucher sind gezwungen, (zu) dicht an einer Wand zu stehen, oder werden am Weitergehen gehindert. Das Flanieren im Museum wird den Gästen in diesem Haus – zum Teil bewusst, zum Teil erzwungenermaßen – erschwert. Sicher ist das kein Konzept, das Allgemeingültigkeit hat oder für die meisten Museen taugen würde – der besonderen Situation wird es jedoch gerecht.

Alexander Minx

Dipl.-Ing. Architekt MS AAD
space4
Tübingerstraße 6
70178 Stuttgart

Henning Meyer

Dipl.-Ing. Architekt
space4
Tübingerstraße 6
70178 Stuttgart



10 Beim Rundgang in der Siedlung können sich Besucherinnen und Besucher an einem Leitsystem orientieren. An den Gartenmauern oder vor den Gebäuden befinden sich Metallwinkel, auf denen Grundrisse, Entwurfsgedanken und konstruktive Besonderheiten der Gebäude dargestellt sind.

Panzerfenster – eine fast vergessene innovative Fensterkonstruktion

Der weite Weg zum Isolierglasfenster

Mit dem Aufbruch in die Neuzeit im 16. Jahrhundert begann die lange Entwicklung bis zum heutigen Isolierglasfenster. Mehrscheibenverglasungen, in römischen Bädern bereits verwendet und dann in Vergessenheit geraten, sind vereinzelt in Archivalien erwähnt. So z. B. in Rottweil, wo 1561 „Burschen für das Einsetzen der Winterfenster im Rathaus“ mit einem Essen belohnt wurden. 1865 meldete der Amerikaner T.D. Stedson seine Idee, eine Fensterverglasung aus zwei am Rande verklebten Scheiben herzustellen, zum Patent an. Es sollte jedoch noch weitere 100 Jahre mit vielen kreativen und konstruktiven Details dauern, bis das Isolierglasfenster ab etwa 1960 den Fenstermarkt für sich vereinnahmte.

Mit der Vorstellung des panzerverglasten Fensters beginnt eine Aufsatzreihe zu wegbereitenden und innovativen Fensterkonstruktionen des 20. Jahrhunderts, die in den nächsten Ausgaben des Nachrichtenblattes fortgesetzt werden soll.

Hermann Klos

Fenster sind an den materiellen und technologischen Entwicklungen ihrer Zeit ausgerichtet. Über Jahrhunderte waren Fenster konstruktiv von großer Kontinuität geprägt. Lediglich die Binnengliederung und formale Details passten sich dem Zeitgeschmack an. Bis um 1900 verglaste man Fenster einfach. Verbesserter Wärmeschutz war durch Vor- oder Winterfenster, beziehungsweise durch zusätzliche Innenfenster (Kastenfenster) möglich. Vorfenster sind archivalisch ab dem späten 16. Jahrhundert belegt. (Abb. 1)

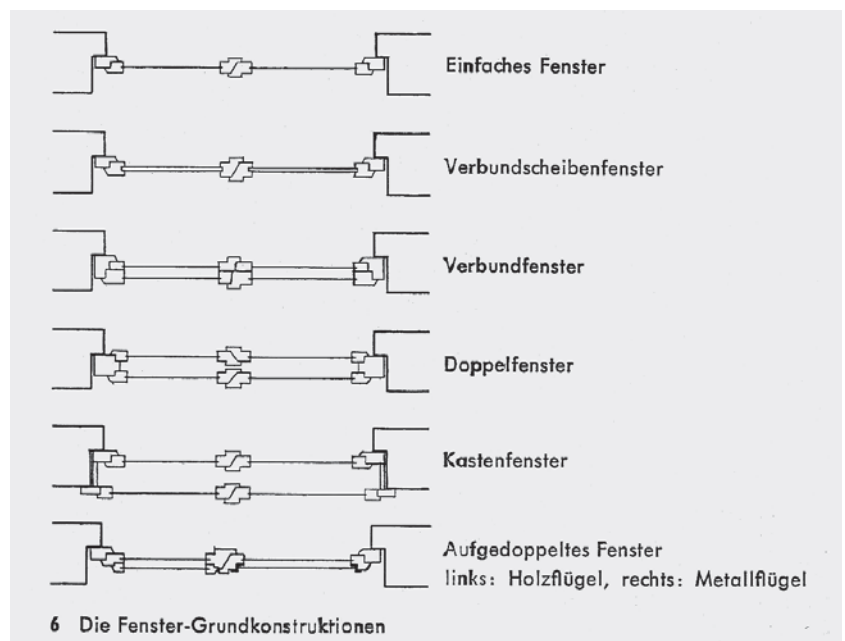
Erst mit der Entwicklung des Verbundfensters um 1900 schlug man neue Wege beim konstruktiven Wärmeschutz ein. Vor- bzw. Innenfenster galten als altmodisch und wurden wegen des hohen Materialverbrauches und ihrer funktions- und nutzungsspezifischen Nachteile in Frage gestellt. Im Zuge der technologischen Entwicklung wurden im 20. Jahrhundert verschiedene Ausführungen entwickelt. Panzerverglaste Fenster sind eine Variante davon und ein bedeutender Schritt hin zum heute den Fenstermarkt beherrschenden Isolierglasfenster.

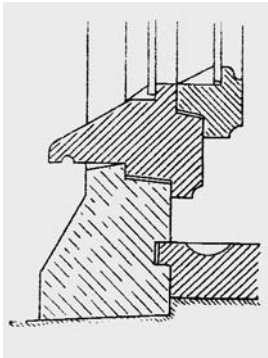
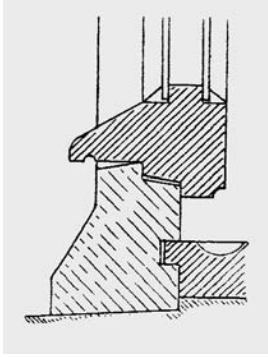
Forschungsstand

Das Panzerfenster ist ein in der aktuellen Bau- forschung nahezu unbekanntes Bauteil und auch als Sonderkonstruktion im Rahmen historischer

Fensterkonstruktionen nicht erfasst, dokumentiert oder publiziert. Im heutigen Sprachgebrauch sind Panzerfenster Verglasungen für Banken und ähnlich sicherheitsrelevante Bereiche. Historisch betrachtet versteht man unter Panzerfenstern Sonderverglasungen, bei welchen einfach verglaste Fenster raumseitig mit einer zweiten Scheibe zur Doppelverglasung mit weitgehend dichtem Scheibenzwischenraum erweitert werden.

1 Hier werden die wesentlichen Fenster- Grundkonstruktionen aufgezeigt.





2 Älteste bekannte Abbildung einer Doppelverglasung mit nahezu hermetisch dichtem Zwischenraum, so genannte Panzerverglasung. Zum ersten Mal wurde mit einer stehenden Luftschicht ein Fenster wärmetechnisch verbessert.

3 Variante einer Doppelverglasung mit abnehmbarem inneren Flügel, Vorläufer des Verbundfensters. Auch noch heute ist dies eine bewährte Methode, einfach verglaste Fenster wärmetechnisch zu verbessern.

4 Auch diese Fensterkonstruktion wird als das Spengler'sche Panzerfenster bezeichnet.

In der umfangreichen Bibliografie zum Thema Fenster findet das Panzerfenster keine Erwähnung. Selbst in den Standardwerken zum Fensterbau aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden panzerverglaste Fenster nur marginal behandelt. Den frühesten und inhaltlich umfassendsten Beitrag zum Panzerfenster liefert 1899 Theodor Krauth, Architekt und Professor aus Karlsruhe, in seinem Fachbuch „Das Schreinerbuch“ für die Baugewerbeschule in Karlsruhe. Nach Theodor Krauth sollten die panzerverglasten, also doppelt verglaste Fenster, das bei den einfach verglasten Fenstern auftretende, lästige Beschlagen mit Kondensatbildung verhindern. Er weist bereits auf die Problematik hin, dass mit der Zeit Staub in den Scheibenzwischenraum dringt und die Möglichkeit des Reinigens nicht gegeben ist. Um diesem Übel abzuweichen, hat man alsbald in den Hauptflügel einen zweiten, leichteren Flügel eingesetzt, der zum Öffnen oder Herausnehmen eingerichtet war. Für Theodor Krauth ist die Panzerverglasung Vorläufer des Verbundfensters (Abb. 2 und 3).

Eine weitere Betrachtung liefert Adolf Opderbeckes 1911 für den Schulgebrauch und die Baupraxis geschriebene Fachbuch „Der innere Ausbau“. Opderbecke, Direktor der königlichen Gewerbeschule zu Thorn, beschreibt das Spengler'sche Panzerfenster als ein Doppelfenster, wobei das weniger widerstandsfähige Holz durch außen vorgesezte, verglaste Flügel aus Eisen geschützt wird. Eine Konstruktion, die entsprechend weiterentwickelt heute als Alu-Holz-Fenster einen Marktanteil von 5–7% hat. Vom originalen Spengler'schen Panzerfenster gibt es nach Kenntnis des Verfassers heute keinen Originalbestand mehr (Abb. 4).

Im Fachbuch „Holzfenster in handwerklicher Konstruktion“ von Regierungsbaumeister Ulrich Reitmayer, im Sommer 1940 herausgegeben, ist unter den rund 200 bezeichneten Einzelfenstern ein Panzerfenster im Detail erfasst. Interessant sind hier die Anweisungen zu dessen fachgerechter Herstellung (Abb. 5):

- „1. Zwischenraum vor Einlagen fertig streichen
2. Gläser vor Einsetzen sauber reinigen
3. äussere Scheibe in hellen Leinölkitt verlegen

4. vor Einsetzen der inneren Scheibe Staub entfernen“

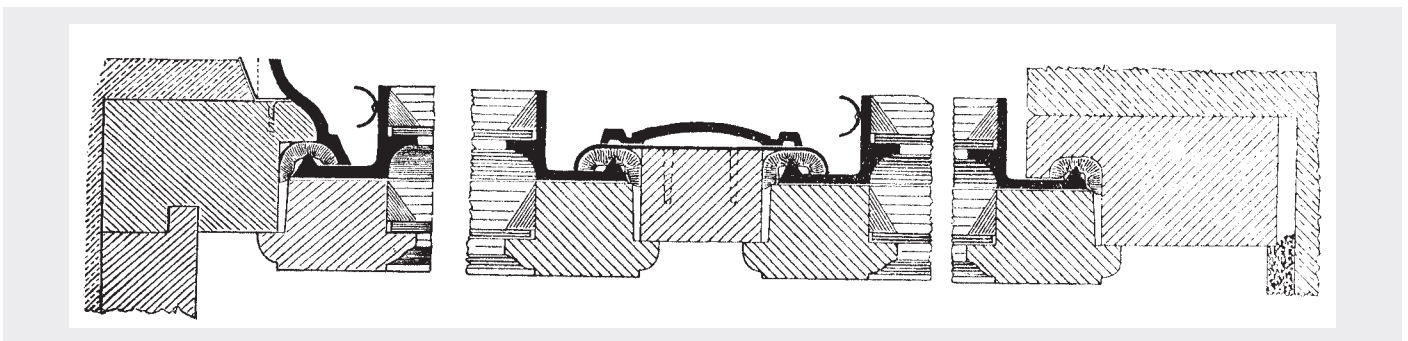
Im von Adolf G. Schneck in sieben Auflagen zwischen 1927 und 1993 publizierten Standardwerk „Fenster“ wird das Panzerfenster bei den Fenster-Grundkonstruktionen kurz mit einer Beschreibung seiner Funktionswerte berücksichtigt. Bezüglich Wärmedurchlasswiderstand, Luftdurchlässigkeit der Fensterfälze, Einfluss auf das Raumklima und Lichtausbeute liegt das Panzerfenster auf einer Ebene mit vergleichbaren Zweischeiben-Fensterkonstruktionen. Jedoch ist das Panzerfenster im umfangreichen Katalogteil nicht dokumentiert. Auch Schneck weist darauf hin, dass es bisher noch nicht gelungen ist, „den Scheibenzwischenraum der Panzerfenster auf die Dauer mit ausreichender Sicherheit von Staubablagerung, Kondensatwasserniederschlag und Erblindungserscheinungen des Glases frei zu halten“.

Unter mehr als 1200 erfassten und dokumentierten historischen Fenstern befinden sich im Archiv der Holzmanufaktur Rottweil panzerverglaste Fenster aus Industriebauten in Ulm, Tübingen, Albstadt, Schramberg, Trossingen, Horb, Kornwestheim, Rottweil, Kreuzlingen (Schweiz) und Frauenfeld (Schweiz).

Konstruktion, Material und Details

Das panzerverglaste Fenster entspricht konstruktiv und in seinem Erscheinungsbild bezüglich Ansichtsweiten, Profilen und Querschnitten dem einfach verglasten Fenster des frühen 20. Jahrhunderts. Nur die Verglasung ist anders. Zusätzlich zur zeittypischen und in einem äußeren Glasfalz liegenden Glasscheibe wurde auch zur Raumseite, an der üblicherweise gefastet oder profilierten Flügellichtkante, ein zusätzlicher Glasfalz gefräst, um eine zweite Glasebene anzuordnen. Die Scheiben setzte man ohne Verbindung untereinander in die Glasfälze ein. Damit ist der Scheibenzwischenraum nicht vollständig hermetisch verschlossen, was die bereits von Schneck beschriebenen Nachteile zur Folge hat.

Die verwendeten Materialien waren zeittypisch. Nahezu ausschließlich fertigte man die Fenster aus Föhre (Kiefer). Häufig wurden die stärker be-



zum Einsatz kam. In den bisher erfassten Bauten von Manz sind, sofern man die Fenster noch nicht ausgetauscht hat, Panzerverglasungen eingebaut. In der Regel gilt der Erhalt historischer Fenster als problematisch und stellt meist das Ergebnis einer intensiven Konzept- und Überzeugungsarbeit dar. Bei Sonderkonstruktionen wie dem Panzerfenster ließen sich Erhaltungserfolge bislang noch schwerer erzielen, sodass diese heute bis auf wenige Ausnahmen vernichtet sind (Abb. 6).

Entwicklungstypologie

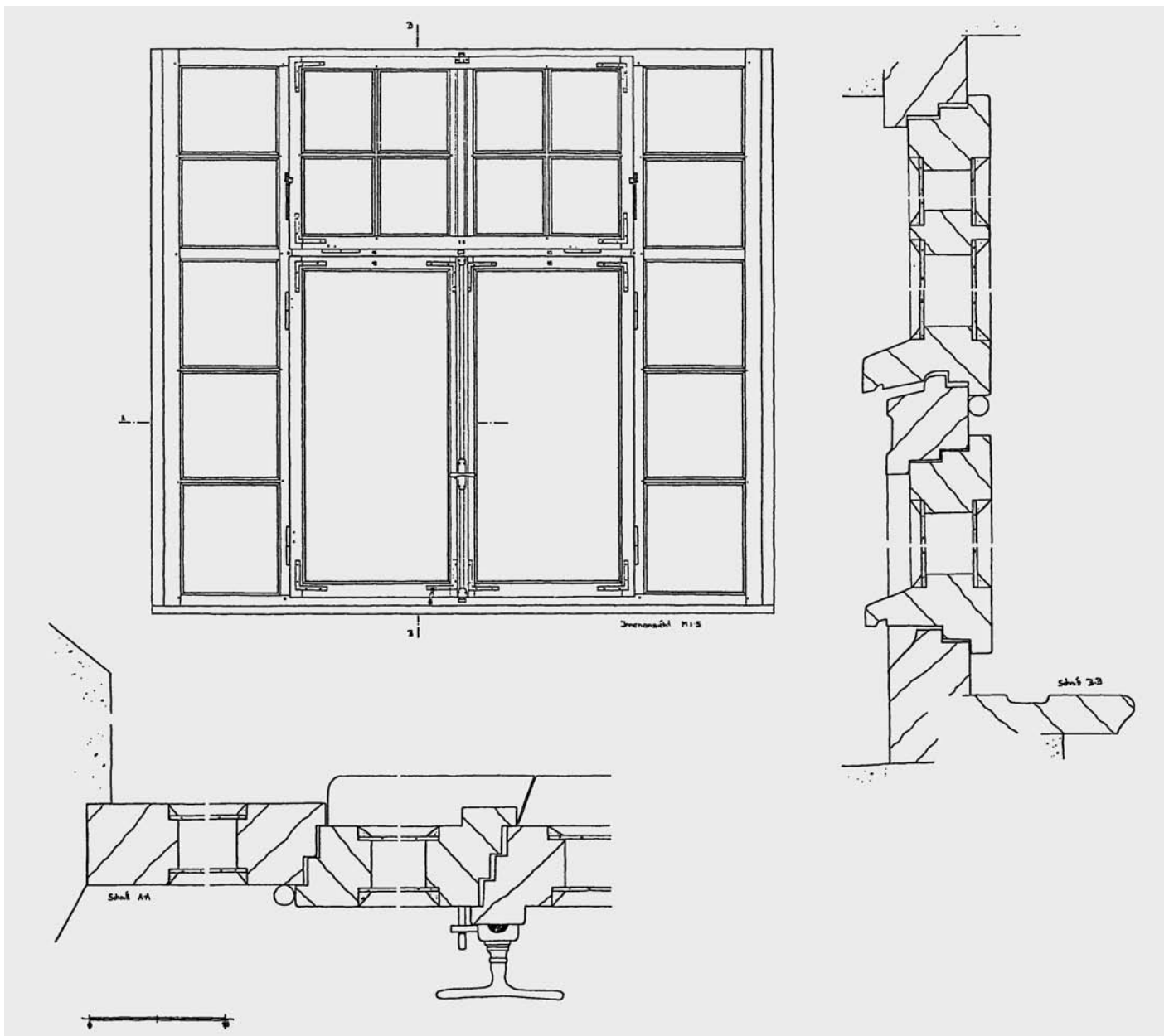
Unter den Fenstergrundkonstruktionen ist das Panzerfenster nicht nur eine Sonderkonstruktion, sondern Wegweiser und Entwicklungsstufe auf dem Weg zum Verbundscheibenfenster, dem heutigen Isolierglasfenster. Die ab dem späten 19. Jahrhundert gefertigten panzerverglasten Fenster konnten sich für den Wohnungsbau wegen des auf Dauer

nicht hermetisch dichten Scheibenzwischenraumes nicht durchsetzen und wurden durch das Verbundfenster verdrängt. Für den Gewerbe- und Industriebau waren wärmetechnisch verbesserte Fenster im späten 19. Jahrhundert noch kein Thema. Erst ab den 1910er Jahren erhielt das panzerverglaste Fenster vor dem Hintergrund der Rationalisierung im Bauwesen eine zweite Chance. Nun forderte man schnell zu fertigende, funktionstüchtige, Material und Arbeitszeit sparende und bezüglich der Lichtausbeute optimierte Fenster.

Philipp Jakob Manz, der „Blitzarchitekt“

Philipp Jakob Manz war einer der wichtigsten und einflussreichsten europäischen Industriearchitekten. Mit einer Realisierung von 80 bis 100 Großprojekten pro Jahr zählte er zu den produktivsten Architekten in Europa. Zu seinen wesentlichen Verdiensten gehörte die konsequente Ra-

6 Ulm, Römerstr. 21.
Bestandsaufnahme eines
bauzeitlichen panzerverglasten Fensters.





7 Schramberg, Gais-
halde, Junghansfabrik mit
Terrassenbau von Philipp
Jakob Manz.

tionalisierung aller Baubereiche. Fortschrittlich zu produzieren hieß für Manz, alle Arbeitsprozesse auf ihre Ökonomie hin zu prüfen und zu optimieren. So erreichte er den Status eines „Blitzarchitekten“, der das „Speedbuilding“ wie kein Zweiter beherrschte. Das panzerverglaste Fenster passte genau zur Manz'schen Bauphilosophie, denn es war bezüglich Wärme- und Schallschutz, Belichtung und Belüftung funktionstechnisch optimiert und so gesehen sein ideales Fenster für den Industriebau (Abb. 7 und 8).

Mit der Publikation „Industriearchitektur“ von Kerstin Renz liegt eine umfassende Monografie zu den Werken und dem Wirken des Großunternehmers, Architekten und Ingenieurs Philipp Jakob Manz vor.

Konservierung, Erhaltung und Funktionsverbesserung

Obwohl nur noch eine geringe Anzahl panzerverglaster Fenster existiert, werden diese auch heute noch rigoros in Frage gestellt. Jedoch darf man die Problematik des nicht hermetisch dichten Scheibenzwischenraumes nicht überbewerten. Nach heutigen Erfahrungen ist der Scheibenzwischenraum des panzerverglasteten Fensters ein über viele Jahrzehnte funktionierendes System. Instandhaltungsintervalle von 30 bis 50 Jahren sind vertretbar, vor allen Dingen vor dem Hintergrund, dass heutige Fenster im Allgemeinen solche Lebenserwartung meist nicht mehr erfüllen (Abb. 9).

Reparatur und Restaurierung historischer Fenster beschränken sich zunächst auf holz-, beschlags-,

glas-, kitt- und oberflächentechnische Instandsetzungs- und Pflegemaßnahmen. Zur Sanierung panzerverglaster Fenster gehört das Ausglasen einer Verglasungsebene, da der Scheibenzwischenraum nur so zu bearbeiten ist. In aller Regel gleicht sich dieser Mehraufwand dadurch aus, dass diese Fenster sehr flächig und schnörkellos



8 Schramberg, Jung-
hansfabrik. Bemusterung
für die Instandsetzung
der Fenster und der Fas-
sade.



9 Schramberg, Ham-
burg-Amerikanische-
Uhrenfabrik (HAU),
Gebäude 3/5. Scheiben-
zwischenraum eines pan-
zerverglasteten Fensters.
Nach einigen Jahrzehnten
entsteht ein unansehn-
licher Scheibenzwischen-
raum durch Kondensat,
Auflösung der Farbe und
Staubablagerungen.



10 Tübingen, Nürtinger Str. 63. Gebäude der ehemaligen Firma Egeria.

konstruiert sind und dass man anstrichtechnisch auch nur zwei Seiten bearbeiten muss. Im Vergleich zum Verbundfenster weist das panzerverglaste Fenster konstruktionsbedingt und aufgrund der Tatsache, dass in der Regel nur ein oder zwei Lüftungsflügel am Fenster vorhanden sind, einen leicht besseren Wärmedämmwert auf. Sofern im Rahmen des bauphysikalischen Gesamtkonzepts der Wärmedämmwert nicht ausreicht, lässt sich dieser durch verschiedene Maßnahmen so weit verbessern, dass sogar heute gültige Anforderungen übertroffen werden. Dies ist durch additive und substituierende Maßnahmen wie zusätzliche Innenfenster oder eine Aufdoppelung des Bestands möglich. Auch lassen sich Wärme- und Schalldämmwerte des Fensters durch minimale Eingriffe in den Bestand optimieren, zum Beispiel durch den Einbau eines

pyrolytisch beschichteten Glases oder eines dünnen Sonderisoliervglases in die raumseitige Glasebene (Abb. 10,11,12).

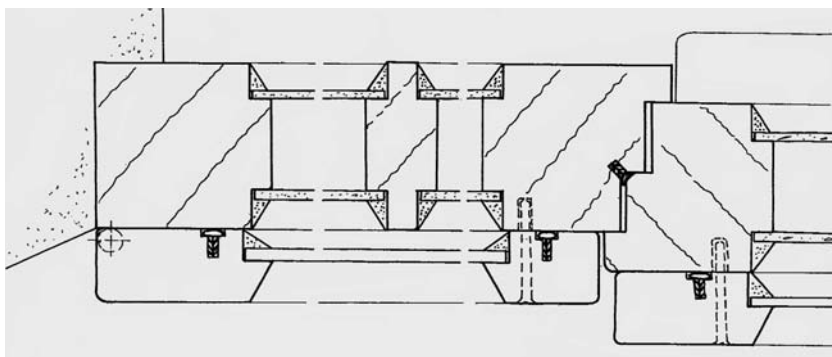
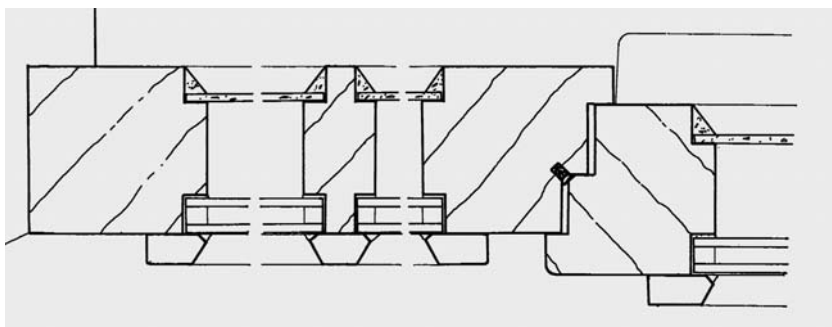
Resümee

Dem Panzerfenster kommt als innovativer und kreativer Beitrag zur Fensterentwicklung und als Wegbereiter der heute üblichen Mehrscheibenverglasungen eine besondere denkmalpflegerische Bedeutung zu. Umso wichtiger ist der verantwortungsbewusste Umgang mit den bereits stark reduzierten Originalfenstern dieses Sonderstyps. Beim üblichen, unreflektierten Fensteraustausch gehen regelmäßig alle wichtigen historischen Informationen verloren. Ohne die besonderen Details des Panzerfensters zu beachten, ersetzt man sie durch standardisierte Isolierglasfenster. Jedoch haben die wenigen Instandsetzungen panzerverglaster Fenster, zum Beispiel am Terrassenbau der Junghans-Fabrik in Schramberg und der Trikotwarenfabrik Haux in Albstadt-Ebingen, bewiesen, dass auch Panzerfenster erfolgreich und nachhaltig repariert und funktionstechnisch verbessert werden können.

Literatur

- Theodor Krauth (Hrsg.): Die gesamte Bauschreinerei, Leipzig 1899; neu herausgegeben Hannover 1981.
 Adolf Opderbecke: Der innere Ausbau, Leipzig 1911; neu herausgegeben Waltrop und Leipzig 1998.
 Ulrich Reitmayer: Holzfenster in handwerklicher Konstruktion, Stuttgart 1940.
 Kerstin Renz: Industriearchitektur im frühen 20. Jahrhundert – Das Büro von Philipp Jakob Manz, München 2005.
 Adolf G. Schneck: Fenster aus Holz und Metall, Stuttgart 1963.

Hermann Klos
 Holzmanufaktur Rottweil GmbH
 Neckartal 159
 78628 Rottweil



11 Tübingen, Nürtinger Str. 63. Ehemalige Firma Egeria. Vorschlag für eine wärmetechnische Verbesserung der Fenster durch raumseitig eingebaute Isolierglasscheibe und Befestigung mit Glashalteleisten, um bestandsverändernde Eingriffe zu vermeiden (neuer U-Wert: ca. $0,8 \text{ W/m}^2 \times \text{k}$).

12 Tübingen, Nürtinger Str. 63. Ehemalige Firma Egeria. Vorschlag für wärmetechnische Verbesserung der Fenster durch raumseitige Aufdoppelung mit einem Flügel (neuer U-Wert: ca. $1,0 \text{ W/m}^2 \times \text{k}$).

Das Badhaus im Schwetzingener Schlossgarten

Die Restaurierung des Gebäudes, seiner Innenräume und Ausstattungen

Von den Besuchern des Schlossgartens mit Ungeduld erwartet, konnte im Juli 2006 die Restaurierung des Badhauses abgeschlossen werden. Gravierende Schäden an den Dächern haben über längere Zeit zu Folgeschäden am Holzwerk von Konstruktion und Ausstattung geführt. Von 1999 bis 2002 wurden deshalb die Dächer und die Fassaden instand gesetzt. In einem zweiten Ausführungsabschnitt erfolgte seit 2005 die Restaurierung der Innenräume und der Raumausstattung.

Nanette Schärf / Hartmann Manfred Schärf

Zur Baugeschichte

Als die wertvollste architektonische Schöpfung unter den Bauten des Schwetzingener Gartens, als ein „gar liebes Oertchen“ wird das Badhaus in Schriften vom Ende des 18. Jahrhunderts bezeichnet. Bis heute hat das Gebäude seine Faszination und Anziehungskraft bewahrt. Seinen Namen verdankt es dem Badkabinett und der dort im Boden eingelassenen steinernen Wanne. Der ovale Zentralraum und die Ausstattung der daneben liegenden Kabinette verdeutlichen, dass es für den Kurfürsten Carl-Theodor der Ort war, an dem er vom Zeremoniell gelöst seine Musestunden

verbringen, Besuche empfangen und arbeiten konnte.

Das Badhaus und die umgebenden Anlagen hat der kurpfälzische Hofarchitekt Nicolas de Pigage entworfen und erbaut. Mit den Raumausstattungen und Kunstwerken war eine Reihe bedeutender Künstler beauftragt. Da in den Neujahrsblättern von 1769 erste Arbeiten erwähnt werden, dürfte 1768 der Baubeginn erfolgt sein. 1775 wurde der Auftrag zur Erstellung eines Möbelinventars erteilt. Mit diesem Inventar ist der späteste Zeitpunkt der Fertigstellung gegeben. 1799 entstanden Stiche von Anton Graff mit Grundriss, zwei Schnitten und einer Fassade.



1 Ostfassade nach der Restaurierung. Das mittlere Wandfeld tritt risalitartig etwas hervor, auf der Attika darüber ein plastischer Aufbau eines von Putten flankierten Ovalschilds mit Mantel- drapierung, Monogramm CT und Kurhut. Darüber Tambour mit Bekrönung.

2 Frontseiten des Badhauses mit Bekrönung des Tambours. Stich von Anton Graff, 1799.



Planmäßige Harmonie

Ein Tagebucheintrag „eines Frauenzimmers“ von 1779, in dem von der „planmäßigen Harmonie des Baues“ die Rede ist, beschreibt prägnant die harmonischen Proportionen und subtilen Gliederungen des Baukörpers und der Räume.

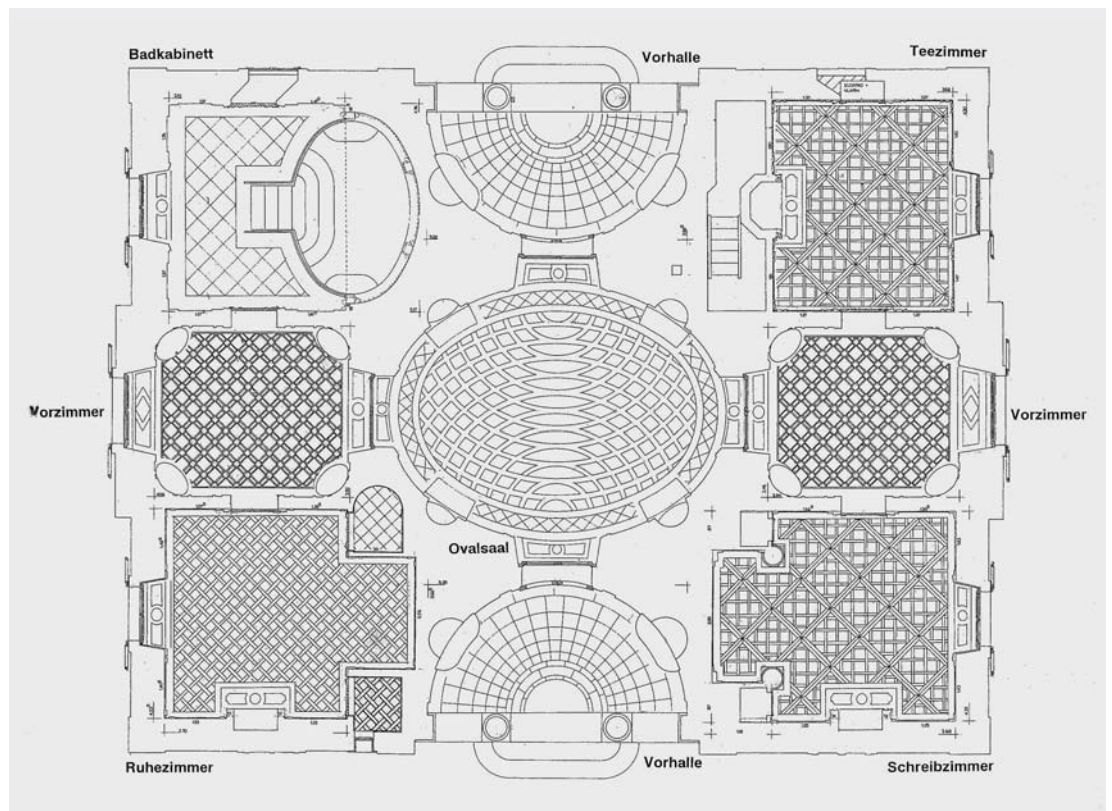
Der Grundriss des rechteckigen, eingeschossigen Gebäudes ist streng symmetrisch gegliedert. Das Zentrum bildet der von Süden und Norden über halbrunde Vorhallen von außen erschlossene Ovalsaal. Daran schließen zu beiden Seiten Vorzimmer an. Vom westlichen Vorzimmer aus sind das Ruhezimmer und das Badkabinett und vom östlichen aus das Schreib- und das Teezimmer zugänglich. Eine ebenso strenge Symmetrie ist der Gliederung des kubischen Baukörpers und der Fassadengestaltung unterlegt.

Frühere Renovierungen und Reparaturen

Über die in der Vergangenheit erfolgten Maßnahmen am Badhaus stehen nur wenige Informationen zur Verfügung. Sie lassen sich jedoch

anhand von Spuren am Bauwerk rekonstruieren, etwa am Holzwerk des Tambours. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts dürfte die ursprüngliche Bekrönung des Tambours schadhafte geworden sein und wurde entfernt. Inschriften von Handwerkern geben Hinweise zu Zeit und Umfang der vorgenommenen Überarbeitungen und lassen erkennen, dass 1855 die Laterne mit Blech eingefasst und 1904 die Schieferbeläge der Dächer erneuert wurden. Für 1891 belegen die im Ovalsaal erhaltenen Inschriften der Maler eine Überarbeitung der Innenraumanstriche. Im gleichen Zeitraum nahm man am dortigen Deckengemälde eine Restaurierung vor.

Befunde und Fotos lassen erkennen, dass es Mitte der 1950er Jahre besonders schwere Schäden am Gebäude und seiner Ausstattung gab. Durch massive, heute teils unverständliche Eingriffe versuchte man, diese zu beheben. So wurden die Holzbalkendecken über dem Schreib- und Teezimmer durch Betonelementdecken ersetzt. Über dem westlichen Vorzimmer und dem Badkabinett zog man neue Balken ein, über dem Ruhezimmer und dem östlichen Vorzimmer Überzüge. In diesem Zusammenhang wurden der Deckenputz samt Stuck, außer im Ruhezimmer, erneuert. Entlang der Westfassade wurde im Deckenbereich ein durchgehender Betonunterzug eingebaut, der Rissbildungen in der Fassade und am Stuckmarmor des Vorzimmers verursachte. Ein Ausbetonieren der ehemals tief liegenden Dachrinnen bis zur Traufhöhe führte zu Fäulnis-schäden an den Traufen.



3 Grundriss mit Fußbodenmuster.



4 Zur Nordfassade identische Südfassade mit Vorhalle und Tambour mit Bekrönung nach der Restaurierung.

Das Nass ist nicht nur Freude

Unter dem Titel „Das Nass ist nicht nur Freude“ berichtete die Schwetzingener Zeitung 1966 über mehrere Wassereinträge am Badhaus, die wiederum provisorische Reparaturen auslösten. 1999 machten die vorhandenen Schäden erneut Maßnahmen erforderlich. In der ersten Etappe wurde mit der Ausführung der Arbeiten an den Dächern und der Attika begonnen. Die Attika ist über ein umlaufendes Gurtgesims auf der Badhausfassade aufgesetzt und mit plastischen Elementen gegliedert und dekoriert. Hier erforderten zahlreiche vom Alter angegriffene oder durch frühere Überarbeitungen geschädigte Steine umfangreiche Reparaturen.

Instandsetzung von Deckenkonstruktionen und Dachtragwerk

Das Badhaus hat kein einheitliches Dach. Vielmehr besteht es aus einzelnen, verschiedenförmigen, durch Rinnen getrennten Dächern, die hinter der Attika liegen und um den rechteck-oktagonalen, zentralen Tambour gruppiert sind. Nach dem Freilegen der Dächer fand man über dem Ost- wie dem Westteil des Gebäudes den alten Dachstuhl vor. Die bauzeitlichen Konstruktionsteile zeigten starke Insektenfraß- und Fäulnischäden. In vielen Bereichen dominierten neuzeitliche Eingriffe und Reparaturen. Ziel der jetzt durchgeführten Maßnahmen war, möglichst viel vom Bestand zu erhalten und vorhandene Hilfskonstruktionen zu entfernen. Soweit Reparaturen erforderlich waren, wurden die schadhafte Originalholzteile entfernt und mit

Verdübelungen und Anblattungen Ersatzstücke eingesetzt. Nach dem Richten und Stabilisieren der Binder war es möglich, die behelfsmäßigen Überzüge zu entfernen. Der in den 1950er Jahren entlang der Westseite eingebaute Betonunterzug konnte nicht entfernt werden. Nachdem er jedoch über den Zwischenwänden durch Fugenschnitte getrennt wurde, haben sich die Risse in der Fassade und dem Stuckmarmor wieder geschlossen.

Nach dem Abtragen der bis zur Dachtraufe reichenden Ausbetonierung der Rinnen zeigte sich, dass die Rinnen ursprünglich tiefer lagen. Die ursprüngliche Ausführung der Rinnen wurde wiederhergestellt und mit Kupferblech ausgekleidet.

Der Tambour

Die Deckenbalken waren noch mit den ursprünglichen Bodenbrettern abgedeckt. Darunter lag ungeschützt die Oberseite des Deckengemäldes. Zum Teil wiesen die Deckenbalken und die meisten konstruktiven Hölzer des Tambours starke Beschädigungen auf. Ein Großteil von ihnen war mit Holzlaschen seitlich verstärkt. Aus Rücksicht auf das darunter hängende Gemälde musste die Freilegung mit äußerster Sorgfalt erfolgen. Bei der Instandsetzung der Konstruktionen versuchte man soweit als möglich, auf Erneuerungen zu verzichten und stattdessen zu reparieren.

Auf seinen Stichen bildet Graff 1799 eine balustradenartige Bekrönung des Tambours ab und zeichnet in den Schnitten eine auf den Abstufungen aufgesetzte Holzkonstruktion. In der Zeit von 1825 bis 1828 entstandene Abbildungen des



5 Südseite mit Vorhalle und Tambour im Zustand vor der Restaurierung. Die abgestufte obere Dachpartie des Tambours ist mit Blei gedeckt, während das Dach einen Schieferbelag hat, der 1996 provisorisch mit Dachpappe eingekleidet wurde.



6 Anhand der Befunde und Stiche von Anton Graff rekonstruierte Bekrönung des Tambours.

Badhauses zeigen schon die Form des unfertig wirkenden Tambourdaches, wie sie bis 2005 vorhanden war. Die bei der Instandsetzung des Tambours erforderlichen Freilegungen boten die Gelegenheit, die Tambourkrone zu untersuchen. Schon vor längerer Zeit müssen die Abheilungen an den Kranzpfetten des Firstes erfolgt sein. Bis auf ein 3,60 m langes Balkenstück blieben von der Abstufung des Firstes keine Originalhölzer erhalten. An der Flanke dieses von der unteren Stufe stammenden Balkens sind in gleichen Abständen Löcher gebohrt, die als Befestigungspunkte einer Konstruktion gedient haben können. Bei Graffs Darstellungen fallen im Vergleich zu den neuen Maßaufnahmen die Maßgenauigkeit und die präzise dargestellten, in allen Einzelheiten dem Bestand entsprechenden Details auf. Graffs Dachbekrönung passt genau auf die vorhandene Konstruktion. Sie setzt durch die übereinstimmende Dachneigung und Seitenlänge so

am Stufenbalken an, dass die vorgefundenen Bohrungen für die Befestigung der Balustrade in Frage kommen. Die Beobachtungen am Bestand und die Darstellungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts lassen darauf schließen, dass die Bekrönung schadhaft geworden und Anfang des 19. Jahrhunderts entfernt worden war.

Anhand von Graffs Stichen und dem Bestand war es möglich, eine Rekonstruktion der Bekrönung zu entwickeln. Graff hat eine aus gleichen Modulen zusammengefügte Gliederung dargestellt. Die einzelnen Module bestehen aus zwei durch einen kleineren Kreis verbundenen Ovalen. Beim Zeichnen der Rekonstruktion ergab sich, dass alle Module die gleiche Breite haben und maßlich exakt auf den gestuften Balken des Tambours passen. Die Ecken des Oktogons bestehen aus je einem Modul, die Stirnseiten aus vier Modulen und die Längsseiten aus acht.

Farbgebung und Dekoration der Fassaden

Vor der Fassadenrestaurierung waren die Putzflächen hellgrün und die Natursteine rot gefasst. Da die Farbstiche von Anton Graff eine Farbgebung in zartem Ocker zeigen, die Farbe 1933 als blasszart Ockergelb beschrieben wird und ältere Fotos und restauratorische Untersuchungen die Darstellung Graffs bestätigen, hat man die Farbgebung der Fassaden entsprechend geändert. Anhand älterer Fotos wurden die Tropfendekorationen der Lisenen gefasst und die Bilder der Nymphen rekonstruiert. Nachdem sich die Aus-

7 Badkabinett. Links Stuckdrapierung über der großen Wanne, vergoldetes Geländer der Wanne, Halbreiefs mit Nymphen von stuckiertem Tropfenmuster eingefasst, Tür mit Spiegel und Edelsteinen in den Füllungen, darüber stuckierte Supraporte.



8 Vorzimmer mit Stuckmarmor und Stuckdekorationen. Blick durch die geöffnete Tür ins Badkabinett.



malung der Vorhallen mit einer Tropfendekoration belegen ließ, malte man die Vorhallen wieder entsprechend aus. Die einfarbig ohne Gliederungen gefassten Wandflächen des Tambours waren nach Graffs Stichen mit eingerahmten Tropfendekorationen bemalt. Dies ist auf älteren Fotos erkennbar und wird auch von restauratorischen Untersuchungen bestätigt. Nun erhielten die Wandfelder des Tambours wieder ihre Gliederungen und Tropfendekorationen.

Die Innenräume

Nach einer finanzierungsbedingten Unterbrechung wurden ab 2005 die Innenräume und deren Ausstattungen restauriert. Neben altersbedingten Schäden waren vor allem durch eindringendes Regenwasser Beschädigungen am Putz und an den Stuckaturen entstanden. Vergoldungen waren oxidiert. An den hölzernen Einbauten lösten sich Furniere ab und Oberflächen wiesen Schäden auf. Die in den 1950er Jahren erfolgte Bekämpfung des Hausschwamms hat sich bewährt, trotzdem musste man weiteren Hausschwammbefall beseitigen.

Zuletzt hatten die Wände des Ovalsals einen grünlichen Anstrich. Anhand der restauratorischen Befunduntersuchung sowie der kolorierten Stiche Graffs gilt eine ockerfarbene Fassung von Wänden, Gliederung und Reliefs als gesichert. Entsprechend wurde die Fläche gefasst. Dagegen beließ man die farbliche Fassung der in den 1950er Jahren neu eingebauten Decke im Schreibzimmer.

Im reichhaltig mit Stuckaturen ausgestatteten Badkabinett ergänzte man an den acht Halbreiefs Schadstellen, die Figuren aber blieben, von einzelnen Retuschen abgesehen, stucksichtig erhalten. Regenwasser hatte die Oberflächen der Stuckdrapierung hinter der Wanne braun verfärbt. Dadurch war nach der Restaurierung eine weiße Überfassung erforderlich. Über die Türrahmen des Badkabinetts schrieb Leger 1828, sie wären wie mit dünnem Moos bewachsen. Da Untersuchung unter einem grauen Ölfarbanstrich ein helles Grün mit Einstreuungen von Glimmer bestätigten, konnte die Originalfarbe freigelegt und restauriert werden.

Aurora und die fliehende Nacht: die Ausstattung des Ovalsals

Beim Betreten des Ovalsals fallen dem Besucher zunächst die vier vergoldeten Steinfiguren von Verschaffelt auf, bevor das Auge die leuchtend farbige Decke mit dem von Nicolas Guibal 1772 geschaffenen Deckengemälde entdeckt. Die Figuren und das Gemälde sind thematisch verbun-



den. Guibals Deckengemälde hat das im 17. und 18. Jahrhundert beliebte Motiv „Aurora und die fliehende Nacht“ zum Thema, und Verschaffelt beschreibt seine Figuren als „les accompagnements de l’Orore“. Guibal hat in sein Gemälde mit Blütenkränzen spielende Putten als Begleitfiguren einbezogen. Dieses Motiv nehmen die von Konrad Link stuckierten Reliefs mit spielenden Kindern auf.

Die Bildleinwand ist unter den Deckenbalken des Tambours auf einen Spannrahmen aufgezogen, der mit verkeilten Bolzen befestigt und seitlich an ein umlaufendes Tragholz angeschraubt ist. In der Bildmitte fanden sich stärkste Schäden mit Rissbildungen und Ablösungen der Malschicht sowie der Doublierung durch Regenwasser. Daneben

9 Deckengemälde nach der Restaurierung mit dem Motiv Aurora und die fliehende Nacht.



10 Ovalsaal. Intarsienboden aus Kalkstein, Wände mit Stuckdekor, vergoldete Steinfiguren in Nischen, darunter Marmorischplatten mit vergoldeten Greifen, im oberen Wandfeld Stuckreliefs mit Kinderszenen und darüber das Deckengemälde.

verursachte eine frühere Restaurierung Beschädigungen an der Malschicht. Damals wurde das Bild abgenommen und rückseitig mit Leinwand doubliert. Durch Knicken der Leinwand entstanden schwarze Striemen, Knitterfalten und Ablösungen, die gekittet und überstrichen waren. Nach gründlicher Trockenreinigung konnte man von unten die Ablösungen von der Bildleinwand verkleben. Zum Ausgleich der verschiedenen Dehnungen der Leinwände wurde die Oberseite während der Ausführung mit einer Sandschicht belastet. Nach Entfernen des Sandes und nochmaliger Reinigung legte man auf der Bildrückseite eine Schutzlage aus Seidenpapier auf und baute zwischen den Balken eine Wärmedämmung aus Holzfaserplatten ein.

Bei der anschließenden Freilegung und Abnahme der verbräunten Firnissschichten kam ein Bild mit leuchtenden Farben und von überragender Qualität zum Vorschein. Anschließend wurden Fehlstellen mit Ergänzungsmasse ausgeglichen und Vorretuschen durch Vorlegen der farblich zu ergänzenden Stellen mit lichteichten Aquarell- und Gouachefarben vorgenommen. Nach Auftrag des Firnisüberzugs führte die Restauratorin noch Schlussretuschen mit gelösten Harzölfarben durch.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt

Im Badhaus sind viele Vergoldungen anzutreffen, etwa an Holzrahmen und -applikationen, an Figuren oder an den Schlangen und Wassereinläufen der Wanne.

Befunduntersuchungen ergaben, dass neben einzelnen Ölvergoldungen vor allem die plastischen Elemente Schlagmetallüberzüge aufweisen und dass die rostigen oder übermalten Tür- und Fensterbeschläge sowie das schwarz überstrichene Eisengeländer der Wannenabschränkung ursprünglich vergoldet waren.

Die vorhandenen Vergoldungen waren verschmutzt und zum Teil oxidiert, hatten Flecken und Verbräunungen. Bei der Restaurierung legte man Wert darauf, Neuvergoldungen möglichst zu vermeiden und stattdessen verschmutzte und oxidierte Oberflächen zu reinigen, entsprechend der Ausführung zu restaurieren und die Patina zu erhalten. Die Tür- und Fensterbeschläge erhielten jedoch einen Überzug mit Blattgold, das eiserne Wannengeländer eine Behandlung mit Colibri- und Pulverpigmenten.

Die Seidentapete des Ruhezimmers

Dank einer Wiederherstellung der Seidentapete im Ruhezimmer mit bunten Ranken, Blumen und Vögeln auf gelblichem Grund erhielt das Badhaus wieder ein wesentliches Element seiner Ausstattung. Schadhaft geworden, entfernte man 1979 die ursprüngliche Tapete, verbrachte sie ins Magazin und ersetzte sie damals durch eine grüne Stoffbespannung.

Um bei der Rekonstruktion durch eine Dresdener Seidenmanufaktur ein in allen Einzelheiten dem Original entsprechendes Bild zu erreichen, wurde ein intakter Rapport des Originals mit einem



11 Ruhezimmer mit wiederhergestellter Seidentapete. Links Bettnische und Retirade.

12 Schreibzimmer mit Vertäfelungen und Gemälden, Marmorsäulen des Alkovens mit vergoldeten Kapitellen.



Flachbettscanner für den Druck übertragen. Die ursprünglichen Farbwerte ließen sich von abgedeckten, nicht verblassten Bereichen des Vorbilds übernehmen. Dem Fadenbild und der Fadenstruktur des Originals entsprechend wurde die Seide mit 100 % Naturseide gewebt. Über einem Moltongewebe, das eine hinterlüftete, mit säurefreiem Seidenpapier kaschierte Nesselunterspannung hat, spannte man die bedruckte Seide auf. Für den Fenstervorhang und den Bezug der Bettstatt wurde das gleiche Material verwendet, nachdem im Inventar von 1775 angegeben ist, dass die „Vorhänck mit Kränz und couvert von gelbem pequem wie die Tapet“ sind und 1892 ein „mit diesere Tapete garnierter Alcove“ und die „Bettstelle mit Garnitur von gleichem Stoffe“ erwähnt werden.

Manches war oder könnte anders gewesen sein

Die dendrochronologische Datierung der Hölzer von Dächern und Tambour ergab einen Mittelwert von 1770 und bestätigte, dass die Dachstühle und die Form der Dächer von Pigages Bau noch vorhanden sind. Eine Freilegung der Dächer ermöglichte es, an sonst nicht zugänglichen Stellen Untersuchungen vorzunehmen, die ursprüngliche Substanz von späteren Ergänzungen abzugrenzen und Veränderungen festzustellen. Da sich neben den Vorhallen vermauerte Öffnungen und in den Seitenwänden verdeckt liegende senkrechte Abgänge für die Ableitung des Re-

genwasser fanden, ist klar, dass es sich bei den heute vor den Fassaden montierten Regenrohren um spätere Hinzufügungen handelt.

Ein überraschender und unerwarteter Befund ergab sich bei den Vorhallen. Nach Demontage der Dachpappeabdeckung über den Vorhallen lag ein der Grundform der Vorhallen folgender Kranz aus Sandsteinquadern sowie ein gerader, der Attikakante folgender Streifen mit planebener Oberfläche frei. Zwischen den Steinen befinden sich die heutigen Stuckdecken der Vorhallen. An der Oberseite der Steine sind in gleichen Abständen Aussparungen von 4/4 cm eingeschlagen. Diese Ausstiche deuten auf eine umlaufende Gitterabschränkung hin. Der Steinrand hat umlaufend eine mit dem Gurtgesims der Attika identische Profilierung. Bei der nördlichen Vorhalle entdeckte man über der Öffnung noch einen Belag aus dicken Eichenbohlen. Die dendrochronologische Datierung der Bohlen ergab eine Einordnung um 1770.

Datierung und Befund führen zum Schluss, dass die Vorhallen ursprünglich nach oben offen waren, ein umlaufendes Geländer hatten und noch während der Erbauungszeit die Öffnungen verschlossen und überdacht wurden.

Dipl.-Ing. Nanette Schärf
Dr. phil. Hartmann Manfred Schärf
Architekten
Obere Hauptstraße 8
67551 Worms-Horchheim



Das so genannte Heilighaus in Ravenstein-Oberwittstadt (Neckar-Odenwald-Kreis) Vom Abbruchkandidaten zum Museum

Anfang 2005 bot das im Ortsteil Oberwittstadt stehende, nach seinen langjährigen Besitzern „Heilighaus“ genannte Anwesen Herderstraße 19 einen traurigen Anblick. Putz fiel von den Wänden. Die zum Schutz offenstehender Gefache angebrachte Blechverkleidung war stark beschädigt, die reich verzierte originale Eingangstür ausgelagert und durch ein hässliches Baustellenexemplar ersetzt. Eine provisorisch angebrachte Auffangvorrichtung im Traufbereich sollte verhindern, dass Passanten durch herabfallende Ziegel Schaden nehmen. Wie präsentiert sich der Bau dagegen heute! Im Mai 2007 konnte das restaurierte Heilighaus der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Es beheimatet nun neben einer kleinen Bankfiliale das „Sprechende-Steine-Museum“. Die historischen Räume laden zum Besuch.

Claudia Baer-Schneider

Der Bau und seine Ausstattung

Der zweigeschossige, prominent an einer Straßengabelung stehende Putzbau von 1787 fällt durch sein hohes Mansarddach im Ortsbild von Oberwittstadt auf. Zusätzlich unterstreichen die rot aufgemalte Eckquaderung sowie die profilierten Sandsteingewände von Fenstern und Türen den repräsentativen Charakter des Gebäudes.

1 Außenaufnahme
Fassade.



Auch die beiden mit geschwungenen Kassetten und anderen Ziermotiven versehenen Eingangstüren heben sich deutlich von der ansonsten bescheiden-bäuerlich geprägten Umgebung ab. Ebenso spiegeln die inneren Räumlichkeiten die hohe handwerkliche und künstlerische Qualität wider, um die sich der Bauherr, ein gewisser Joseph Kilian, bemühte. Besonders hingewiesen sei auf die spätbarocken Zimmertüren sowie die Eichtreppe mit ihren geschwungenen Brettbalustern.

Aufgrund seiner hochwertigen Ausstattung und der Einzigartigkeit dieses herrschaftlichen Wohnhauses im Stil eines „ländlichen Rokoko“ im Neckar-Odenwald-Kreis besitzt das Heilighaus die Wertigkeit eines Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung. Als solches wurde es 1991 in das Denkmalsbuch eingetragen.

1778 erwarb Joseph Kilian ein in den Quellen als „herrschaftlich Haus“ beschriebenes Gebäude „von gnädigster Herrschaft“ (Oberwittstädter Gewinnbuch, Renovatio in Anno 1742 et 1743, Gemeindearchiv). Kurz darauf ließ er diesen Bau, über dessen Aussehen und Funktion nichts bekannt ist, abbrechen und durch einen Neubau ersetzen. Neben den Initialen I.K. (Joseph Kilian) nennt die Inschrift über dem Eingang die Jahreszahl 1787 – ein Datum, das die 1991 durchgeführten dendrochronologischen Untersuchungen bestätigten. Somit kennt man zwar das Erbauungsdatum sowie den Namen des Bauherrn, doch zur Person von Kilian weiß man ebenso wenig wie über den ursprünglichen Zweck des Ge-



2 Haupteingangstür.



3 Innentür.

bäudes. Die Frage, weshalb in Oberwittstadt dieser anspruchsvoll gestaltete und ausgestattete Bau entstand, kann also bisher nicht beantwortet werden.

Nach mehreren Besitzerwechseln wurde das Anwesen 1855 schließlich Eigentum der Familie Heilig, der es bis 1990 gehörte. Ihr verdankt es seinen heute im Volksmund gebräuchlichen Namen „Heilighaus“. Spätestens seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts diente das Gebäude den urkundlichen Überlieferungen nach als Gastwirtschaft („Ochsen“). Übrigens war diese wohl das Vorbild für den aus Oberwittstadt stammenden Schriftsteller Benno Rüttenauer (1855–1940). Als

„Goldener Ochsen“ taucht sie in seinem autobiografischen Roman „Alexander Schmälzle, Lehrjahre eines Hinterwinklers“ (2 Bde., München 1913) auf.

Im Gebäude wurde außerdem Schnaps gebrannt, Bier gebraut und Brot gebacken. Davon zeugen heute der Brunnen im Erdgeschoss sowie der benachbarte Backofen. Als Malzdörre diente die kleine Küche im ersten Obergeschoss. Gerste und andere Vorräte lagerten auf dem Dachboden, was sich aus dem dort noch teilweise vorhandenen Tonplattenbelag schließen lässt. Im ersten Ober- sowie im Mansardgeschoss wohnte die jeweilige, meist mehrere Generationen umfassende Wirtsfamilie.



4 Innenraum 1.OG mit Stuck und Fassungsresten.

Der langsame Verfall

Nachdem der Zustand des Gebäudes noch 1930 als „ziemlich gut“ bezeichnet wurde (Einschätzungsverzeichnis 1930ff., Grundbuchamt), verfiel es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer mehr. Schließlich stand es leer und jeglicher Bauunterhalt unterblieb. Die zugehörigen Nebengebäude wie Stall und Scheune wurden abgebrochen.

Schon 1988 beklagte das Landesdenkmalamt den schlechten Zustand des Anwesens und bemühte sich um seine Rettung. In der Folgezeit entwickelten wechselnde Besitzer diverse Projekte und wurden dabei von den Denkmalbehörden unterstützt, die für ein Aufmaß, bauhistorische Untersuchung und dendrochronologische Datierung sorgten. Auch Baugenehmigungen und Zuwendungsbescheide lagen vor. Doch zu einer Umsetzung der Maßnahmen oder zumindest zu einfachen Sicherungsarbeiten kam es nicht. Vielmehr war das Gebäude weiterhin Witterungseinflüssen ausgesetzt, litt unter mangelnder Pflege und verfiel zusehends. Schließlich war es so weit, dass man über einen Abbruch bzw. die Versetzung des Heilighauses in das Odenwälder Freilandmuseum Walldürn-Gottersdorf nachdachte – beide Möglichkeiten lehnte die Denkmalpflege jedoch strikt ab.

Die Rettung des Heilighauses

Erst der Erwerb durch die Stadt Ravenstein im Jahre 2005 brachte die Wende für das Schicksal des Hauses und somit seine Rettung. Mithilfe der bereits vorliegenden Unterlagen konnte bald ein schlüssiges Nutzungskonzept erarbeitet werden. Es erlaubte – aus denkmalpflegerischer Sicht äu-

ßerst begrüßenswert – Eingriffe in die Substanz zu minimieren und sich bei der Instandsetzung hauptsächlich auf die Sicherung zu konzentrieren. Nur in einem Raum im Erdgeschoss, der ohnehin keine hochwertige originale Ausstattung mehr besaß, waren Eingriffe erforderlich. Hier wurden durch Einstellen moderner Glaswände Büros für eine kleine Bankfiliale geschaffen. Im Obergeschoss ist das „Sprechende-Steine-Museum“ untergebracht. Es zeigt Steine, die der Ortpfarrer Julius Hügel (1917–2006) sammelte und in denen man mit etwas Fantasie figurale Darstellungen meist religiösen Inhalts erkennen kann. Alle anderen Räume stehen zur Besichtigung frei.

Zu Beginn der Sanierung lagen am Außenbau große Bereiche der obersten Putzschicht hohl oder waren bereits abgefallen. Dies erlaubte den Blick auf Reste des historischen Putzes, der an den Gebäudeecken eine rot aufgemalte Quaderung besaß. Einige Reste des historischen Putzes konnten restauratorisch gesichert werden. Das gesamte Gebäude erhielt einen neuen, glatten Kalkputz, wobei man an den Ecken die Quaderbemalung rekonstruierte. Die Blechverkleidung des Giebels wurde entfernt. Die dahinterliegende Fachwerkwand setzte man instand und ergänzte die fehlenden Gefache. Aufgrund der sehr hohen Wetterbelastung gerade dieser Seite entschloss man sich jedoch, den Giebel mit Holzschindeln zu verblenden, wie dies in der Region früher üblich war. Den Dachstuhl reparierte man, soweit dies unbedingt erforderlich war, in alter Zimmermannsart. Für die Neueindeckung wurden die noch intakten historischen Biberschwanzziegel wiederverwendet und um neue ergänzt.

Vor Beginn der Arbeiten erfasste man alle vorhandenen, aus verschiedenen Epochen stammenden



5 Innenraum 2.OG mit Fassungsresten.



6 Treppe.

den Fenster. Nur die Exemplare, die sich technisch nicht mehr instandsetzen ließen, wurden durch Nachbauten ersetzt. Alle anderen arbeitete man auf und machte sie wieder gangbar. Dadurch verblieb auch ein Fenster im Gebäude, das eine beschädigte, mithilfe eines Bleistreifens gesicherte Glasscheibe besitzt und damit ein interessantes Zeugnis für eine historische Reparatur darstellt.

Im Inneren des Gebäudes konnte man mit Ausnahme des Bankraums alle vorhandenen Putzflächen und Stuckdecken erhalten. Wo erforderlich, wurden sie restauratorisch gesichert und gereinigt. Somit können auch die vorhandenen Tapeten und vor allem die zahlreichen Belege für verschiedenartige Schablonenmalereien überliefert werden. Auf eine Rekonstruktion fehlender Bereiche wurde jedoch weitgehend verzichtet. Nur wo es die Lesbarkeit eines Musters erforderlich machte, erfolgten behutsame Retuschen.

Ähnlich vorsichtig ging man mit der Innenausstattung aus Holz um, die neben den Dielenböden, Wandverkleidungen und einfachen Sockelleisten besonders die Treppen und Innentüren umfasst. Sie wurde ebenfalls erfasst und in ihrem Bestand erhalten. Bei den Böden beschränkten sich die Arbeiten in der Hauptsache auf ein Auspänen allzu großer Fugen. Bei den Türen wurden Reparaturen lediglich in dem Umfang vorgenommen, dass sie wieder funktionstüchtig sind. Schlösser und Beschläge blieben erhalten. Über der vorhandenen Fassung erhielten die Türen je nach Befund einen hellen bzw. einen so genannten Bierlasuranstrich, der eine Holzoberfläche imitiert. Treppen und Wandverkleidungen wurden ebenfalls nur im Bestand repariert.

Dank der überwiegend musealen Art der Nutzung durch den Verein „Museum der sprechen-

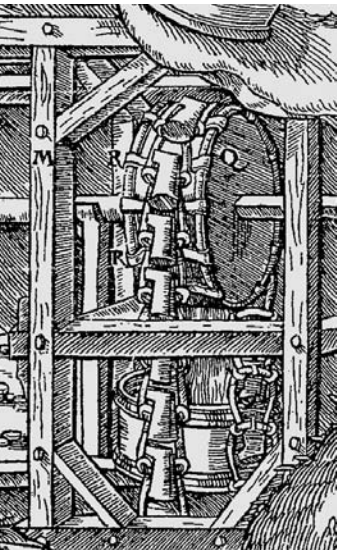
den Steine e.V.“, dem das Gebäude langfristig von der Stadt Ravenstein zur Verfügung gestellt wird, konnte man sich bei der Instandsetzung des Heilighauses in der Hauptsache auf eine Sicherung der Substanz beschränken. Man entschloss sich, auf vieles zu verzichten, was bei einer anderen Form der Nutzung erforderlich wäre. So blieben teilweise die vorhandenen Einfachverglasungen bestehen. Auf eine Wärmedämmung wurde ebenso verzichtet wie auf den Einbau einer Heizung oder umfangreicher Installationen. Schiefe Böden, unregelmäßige Stufen oder uneinheitliche Wand- und Deckengestaltung stören nicht, sondern vermitteln dem Besucher auf anschauliche Weise Einblick in historische Wohn- und Arbeitsverhältnisse. Auch frühere Handwerkstechniken sowie moderne Restaurierungsmethoden können aus nächster Nähe betrachtet und erfasst werden. Aus denkmalpflegerischer Sicht stellt das Heilighaus damit quasi den Idealfall dar.

Das „Sprechende-Steine-Museum“ in Ravenstein-Oberwittstadt, Herderstraße 19, ist jeden ersten Sonntag im Monat von 14.00 bis 17.00 Uhr sowie nach telefonischer Voranmeldung (Frau Keller, Tel.: 06291 / 415390) geöffnet.

Literatur

R.Crowell/Barbara Kollia-Crowell: Bauhistorische Untersuchung, Karlsruhe 1991 (unveröffentlichtes Manuskript).

Dr. Claudia Baer-Schneider
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege



Zum Wasserbau im Mittelalter

Beispiele aus Südbaden

15 km nördlich von Freiburg befinden sich das Glottertal und das Suggental. Hier existierte im 13. Jahrhundert eines der wichtigsten Silberbergwerke des Schwarzwaldes. Besondere Beachtung verdient ein 25 km langer Hangkanal, der das Wasser zu Wasserhebeanlagen führte. Diese Anlagen wurden am Ende des 13. Jahrhunderts errichtet und sind die ältesten, die in Europa bekannt sind. Am Erhalt dieses einzigartigen Ensembles besteht aus technisch-geschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse.

Andreas Haasis-Berner

Bergbau im Suggental und Glottertal

Die Erzlagerstätten am Ausgang des Glotter- und Suggentales wurden bereits in römischer Zeit genutzt. Im 12. Jahrhundert lässt sich die Nutzung der Blei-Silbererze und ihre Verhüttung nahe dem 918 gegründeten Kloster St. Margarethen von Waldkirch nachweisen. Das Suggental gehörte zum Besitz des Klosters St. Margarethen. Als Vögte des Klosters haben im Jahre 1290 die Herren von Schwarzenberg das Verfügungsrecht über die mineralischen Rohstoffe ihres Herrschaftsbereiches. Dagegen gehörte das benachbarte Glottertal im 13. Jahrhundert den Grafen von Freiburg. Sie hatten es als Erben der 1218 ausgestorbenen Herzöge von Zähringen erhalten. Und deren Herrschaftszentren, das Kloster St. Peter, die Burg Zähringen und die Stadt Freiburg liegen alle nur wenige Kilometer südlich bzw. östlich von diesen Bergwerken entfernt.

1 In der Bildmitte zeigt sich der Verlauf des Urgrabens als deutlicher Absatz im Hang. Er wurde später als Weg genutzt.



Schließlich lässt die mittelalterliche Bezeichnung dieses Bergwerkes „herzogenberg“ den Bezug zu den Zähringern offenkundig werden. Hier entstand im Laufe der Zeit ein Bad, dessen jüngster Bau durch die Fernsehserie „Die Schwarzwaldklinik“ bekannt wurde.

Bei den Bergwerken, deren Reste noch heute in Form von Verhauen, Pingen (trichterförmige Vertiefungen über eingestürzten Schächte) und Halden (z. B. die Liegewiese des Freibades im Glottertal), im Suggental auch durch ein Besucherbergwerk sichtbar sind, bildeten sich große Bergleutesiedlungen. Im Suggental sind sogar noch die Reste einer Kirche des 13. Jahrhunderts vorhanden.

Ab etwa 1200 wurde die Energie der Glotter für die Aufbereitung und Verhüttung genutzt. Als Belege hierfür dienen Bruchstücke von Erzmahlsteinen, die in Denzlingen, Gewanne „Luckhaufer“ und „Schweizermatten“, sowie im Glottertal, Gewann „Glotterrain“, gefunden wurden.

Nachweise für eine Verhüttung mit wasserkraftbetriebenen Blasebälgen finden sich entlang der Glotter zwischen dem „herzogenberg“ (Eichberg) und Denzlingen. Anhand der zusammen mit den Schlacken entdeckten Keramik lassen sich diese Plätze gut datieren. Sie bestanden zwischen dem späten 12. Jahrhundert und späten 13. Jahrhundert. Nur ein Platz enthält Keramik des 14. Jahrhunderts. Anhand mineralogischer Untersuchungen konnte G. Goldenberg die Erzeugung sehr hoher Verhüttungstemperaturen nachweisen, wie sie nur durch den Einsatz wasserkraftbetriebener Blasebälge entstehen.

Die ausgedehnten Bergbaus Spuren und umfangreichen Verhüttungsreste lassen auf einen entsprechend ertragreichen Bergbau schließen. Aufgrund der Lagerstättenstruktur konnte das Wasser aus den tieferen Sohlen nicht mehr von selbst abfließen, sondern musste gehoben werden.

Der Urgraben

Dies führt uns unmittelbar zu einem der ältesten und größten Technikdenkmäler, die in Baden-Württemberg bekannt sind. Denn anstelle einer manuellen Wasserhebung erbaute man im 13. Jahrhundert eine Maschine, die mithilfe von Wasserkraft das in dem unter der Talsohle liegenden Stollen vorhandene Wasser hob. Hierfür konnte aus topografischen Gründen nicht das Wasser der nahen Glotter genutzt werden, sondern nur das ihrer Zuflüsse. Und das machte – wiederum aus topografischen Gründen – den Bau eines Hangkanales notwendig.

Ein Glücksfall ließ die Urkunde, die über den Bau der imposanten, 25 km langen Anlage Auskunft gibt, die Zeiten überdauern. Am 2. Mai 1284 wurde folgende Urkunde ausgefertigt (in Übersetzung):

„Wir, Graf Eginow von Freiburg, verkünden allen ... dass wir Burkart dem Turner, Heinrich Wolleben, Cunrat Ederlin, Meister Cunrat Rotermellin und allen ihren Gesellen (= Mitgewerken) von den Silberbergen in Suggental und am Herzogenberg, und allen, die in diesen Bergwerken arbeiten und ihren Erben, dass sie nach ihrem Willen einen Wassergraben zu diesen Bergen bauen dürfen (und zwar) von den Gütern des Klosters St. Peter und über alle Güter, über die wir als Vogt verfügen dürfen.“

Die Ausfertigung der Urkunde wurde notwendig, da das Wasser vom Besitz des Klosters St. Peter ins Glottertal und ins Suggental geleitet werden sollte. Heute ist dieser Wassergraben als „Urgraben“ (von Wuhr = Kanal/Wassergraben) bekannt. Die Abtretung der Wassernutzung war für die Ausfertigung der Urkunde maßgeblich. Graf Eginow tritt in zweierlei Beziehung auf. Zum einen ist er als Vogt des Klosters St. Peter für die weltlichen Belange des Klosters zuständig. Zum anderen war er Besitzer der Bergwerke im Glottertal und somit lebhaft an einem erfolgreichen Abbau interessiert. Zwar findet das Glottertal in der Urkunde keine explizite Erwähnung, doch ist der Eichberg im Glottertal mit dem „herzogenberg“ zu identifizieren.

Der Urgraben weist eine Gesamtlänge von 25 km auf. Das einzige in der Nähe liegende Gebiet, das genügend Wasser zu bieten hatte, befand sich auf einer 1000 m hoch gelegenen Ebene am Kandel, heute „Platte“ genannt. Hier wurde der Zweribach abgeleitet und über die Wasserscheide zum oberen Glotterbach geführt. Ein Stück weiter talabwärts wurde das Wasser wiederum auf der Nordseite des Tales (Abb. 1) über mehrere Bäche hinweg ca. 6 km weit bis zum Rohr – einer schon 1112 erwähnten Siedlung an der Straße zwischen Schwarzwald und Tal – geleitet. An die-



ser Stelle ließ man dem Wasser freien Lauf, um es 120 m tiefer wieder zu fassen und mittels eines Grabens mit 0,7 % Gefälle durch teilweise extrem felsiges Gelände (Abb. 2) bis zum Luser, einem Berg zwischen Suggental und Glottertal, zu führen. Dort befindet sich ein Stollen, durch den man das Wasser ins Suggental leitete (Abb. 3). Ein Becken unterhalb des Lusers, etwa 500 m vor dem Stollen, diente zur Ableitung des Wassers zum „herzogenberg“.

Im Urkundentext ist nicht von Wasserhebung die Rede. Doch gibt es eine Reihe von Argumenten, die keinen anderen Schluss zulassen. Von jüngeren Bergwerken im Harz und im Erzgebirge wissen wir, dass derartige Hangkanäle aus einem einzigen Grund errichtet wurden: um eine Wasserhebeanlage zu betreiben. Im Suggental sind Spuren dieser Anlage heute zwar nicht mehr vorhanden, doch hat sie der vorderösterreichische Bergbausachverständige von Carato noch Ende des 18. Jahrhunderts dort gesehen und darüber berichtet. Davon abgesehen finden sich noch weitere Hinweise. Seit einiger Zeit werden die Stollen und Schächte des Suggentales wieder freigelegt, wobei man feststellte, dass es unter den heute zugänglichen Stollen noch weitere gibt, die ohne großen technischen Aufwand, sprich Wasserhebung, nicht zugänglich sind. Da

2 In felsigen Partien musste dem Urgraben ein Weg gebahnt werden. Schießpulver gab es damals nicht.

der Talbach zu keiner Zeit genügend Wasser führt, um eine Maschine zu betreiben, die das in den Stollen vorhandene Wasser heben kann, ist eine künstliche Wasserzufuhr unerlässlich. Als drittes Argument muss schließlich auf Conrat Rortmellin selbst und zwei weitere Träger dieses Nachnamens verwiesen werden, die stets als Erbauer von Wasserhebwerken auftreten.

Wir kennen nur jüngere Hinweise, wie die Technik zur Wasserhebung wohl beschaffen war. Höchstwahrscheinlich dürfte es sich um eine Eimerkette gehandelt haben (Abb. 5). Denn bis 1430 ist keine andere Technik im Bergbau bekannt. Mit ihrer Hilfe konnte Wasser aus maximal 40 m Tiefe gehoben werden. In Städten kennt man Pumpen ab dem frühen 15. Jahrhundert. Doch erst mit der Erfindung der Gestängepumpe um 1500 konnte diese Technik auch im Bergbau eingesetzt werden. Nun war das Problem zwischen obertägigem Antrieb und Förderung von unter Tage überwunden.

Älteste Wasserhebeanlage Europas

Eine sichere Datierung der Urkunde auf 1284 sowie die angeführten Argumente und Indizien belegen die Existenz einer Wasserhebeanlage. Der

Vergleich mit den anderen in Europa bekannten Anlagen zeigt, dass es in Mitteleuropa bislang keine ältere gibt. Die Wasserhebeanlagen im Suggen- und Glottertal sind die ältesten derzeit bekannten in Europa!

Die drei Abschnitte des Grabens können in einem Arbeitsgang errichtet worden sein, müssen aber nicht. Es ist durchaus vorstellbar, dass der untere Teil (vom Lindelesdobel zum Becken am Luser) zuerst errichtet wurde, um die im Badbächle (Seitentäl des Glottertales am „herzogenberg“) liegenden Bergwerke mit Antriebswasser zu versorgen. Erst als der Wasserbedarf weiter gestiegen war, kann es zur Verlängerung des Grabens bis zur „Platte“ gekommen sein. Hierfür spricht, dass man die Wasserscheide zum Suggental mit einem Stollen überwunden hatte, und nicht durch ein oberirdisches Gerinne (Abb. 3). Denn die Vermessung ging sicherlich von der Oberfläche aus. Wenn aber der untere Teil des Grabens schon bestanden hat, war man bezüglich der Höhe gebunden. Sollte das Wasser vom erwähnten Becken am Luser ausgehend ins Suggental geleitet werden, blieb gar nichts anderes übrig, als einen Stollen anzulegen. Aufgrund der Beschaffenheit des Grabenverlaufes darf man also vermuten, dass zuerst der im Glottertal liegende Abschnitt existiert hatte und man erst 1284 die Verlängerung zur „Platte“ einerseits und zum Suggental andererseits geschaffen hatte. Es gibt Hinweise darauf, dass der ältere Abschnitt in den Jahren nach 1265 errichtet wurde.

Zwei sich rechtwinklig schneidende Erzgänge durchziehen das Suggental, wobei der eine parallel zum Talbach verläuft, der andere vom Hornbühl zum Wisserhof im Glottertal. Genau im Schnittpunkt beider Gänge befand sich der Hauptstollen und der Hauptschacht, über dem die zweite Wasserkunst errichtet wurde (Abb. 4). Spätestens 1284 waren die Erzgänge oberhalb der Talsohle weitgehend ausgebeutet. Unterhalb der Talsohle lagen noch reiche Erzmittel, die man jedoch mit herkömmlichen Mitteln nicht erreichen konnte. Aus diesem Grunde wurde der Urgraben gebaut. Mithilfe der Wasserkunst konnten demnach die Grubengebäude beider Erzgänge vom Wasser befreit werden.

Das Ende

Wie lange hatten die Bergwerke und technischen Anlagen Bestand? Hierzu gibt es zwei Quellen. Zum einen erwähnt der Chronist Johannes von Winterthur, dass 1288 ein verheerendes Unwetter das Suggental zerstört habe und 300 Personen getötet worden seien. Jüngere Berichte aus dem Bestand des Klosters St. Margarethen bestätigen diese Angabe.

3 Die Wasserscheide zwischen dem Glottertal und Suggental wurde mit einem 70 m langen Stollen unterquert. Hier das eingestürzte Stollendumloch auf der Suggentäler Seite.



Was das Glottertal angeht, sind kriegerische Ereignisse für das Ende verantwortlich zu machen. Denn das Glottertal war das wichtigste und ertragreichste Bergwerk des Grafen von Freiburg. Im Verlauf einer Fehde kommt der elsässische Landvogt Thiebald von Pfirt 1297 mit einem kleinen Heer in den Breisgau und zerstört zielgerichtet die Silberbergwerke des Grafen im Glottertal und führt die dortigen Bergleute ab. Die Zerstörung der (technischen) Anlagen sowie die Entführung der Menschen, die die Anlagen hätten reparieren können bzw. den Verhüttungsprozess beherrschten, verhinderten nachhaltig den Bergbau. Spätestens im Zusammenhang mit diesen Ereignissen tritt das Ende der Wasserhebeanlagen ein.

Nur im optimalen Fall dürfte der Urgraben ausreichend Wasser zu den Bergwerken geleitet haben. In trockenen Sommern und harten Wintern wird gar kein Wasser geflossen sein. Wir wissen auch nicht, aus welcher Tiefe das Wasser gehoben wurde. Realistisch sollte ein Wert von etwa 30–40 m sein. Wahrscheinlich hat man die Wasserhebeanlage nur periodisch, tage- bis wochenweise, betrieben. Wie ausgeklügelt derartige Anlagen geplant und vermutlich auch errichtet wurden, zeigt das Beispiel Iglau. Im Hinblick auf den finanziellen Aufwand hat sich die Investitionen wohl gelohnt. Oder zumindest hatten die Auftraggeber die Hoffnung, dass sich der Aufwand in klingender Münze auszahlen würde. Eine endgültige Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Maschinen ist derzeit jedenfalls nicht möglich. Bis heute kann eine Investition in neue Techniken den Investor zu einem reichen Mann machen oder an den Bettelstab bringen. Aber offensichtlich gab es bereits im 13. Jahrhundert Risikobereitschaft und Vertrauen in die Technik, um damit seine Gewinne zu erhöhen. Eine Geisteshaltung, die man eigentlich erst in der Neuzeit erwartet. Die Bergwerksbetreiber waren reiche Freiburger Patrizier: Turner, Wohlleb, Enderlin. Ihr Interesse am Revier, aber auch der Reichtum des Reviers, wird daran deutlich, dass diese Personen nicht nur den Urgraben finanzieren, sondern 1289 der Stadt Freiburg auch noch 1300 Mark Silber (430 kg) für das 10-jährige Nutzungsrecht am nahe gelegenen Mooswald zahlen! Damit konnten sie Kohlholz gewinnen, um Silbererze zu verhütten.

Meister Cunrat Rotermellin

Neben den Patriziern wird der Meister Conrad Rotermellin genannt. Mit Sicherheit war er der technische Leiter für den Bau des Urgrabens und die Wasserkunst im Suggental (und Glottertal). Interessanterweise gibt es noch weitere Personen

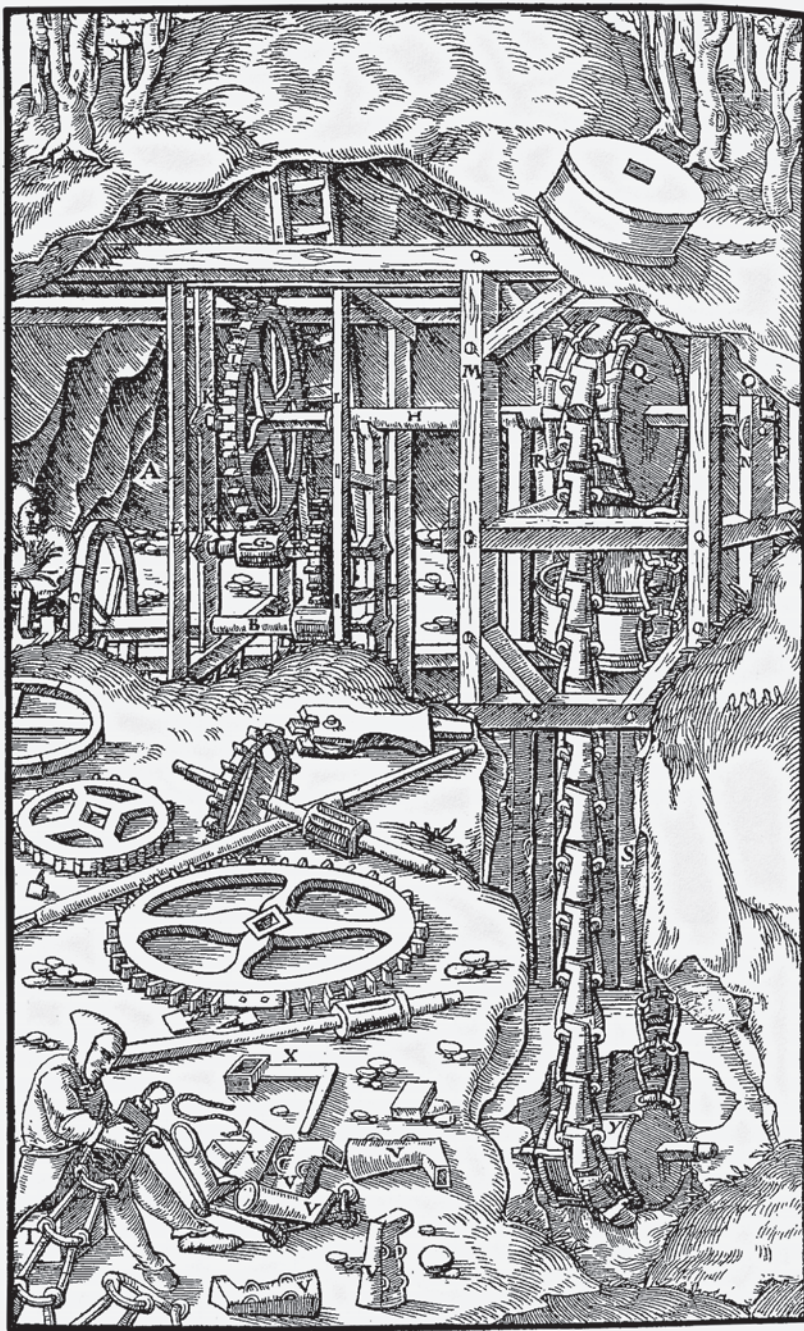


mit dem Namen Rothermel, die im Wasserbau Ungewöhnliches geleistet haben.

1315 bestätigte Johann von Luxemburg als König von Böhmen Vereinbarungen, die verschiedene Personen mit Henricus Rothermel über dessen „structuras“ getroffen hatten. Mithilfe dieser Einrichtungen sollten einerseits die Wassereinbrüche in den Gruben des Altenberges bei Iglau in Mähren verhindert und andererseits auch dem häufigen Wassermangel Abhilfe geschaffen werden. Sie bestanden aus zwei Stollen, die in vergleichbarer Tiefe das Wasser zutage förderten. Dabei wird besonders auf die Einsparung von Personen hingewiesen, die nur für die Wasserhebung zuständig waren. Zudem verpflichtet sich Heinrich Rothermel, im Sommer wie im Winter ausreichend (Aufschlag-)Wasser aus dem Berg zu leiten, um sechs Räder anzutreiben.

Hans Rothermel wird 1341 erstmals als Zeuge für das Kloster Baintd in Oberschwaben erwähnt. Bezeichnend ist, dass er als „Howly“ (Bergmann) gekennzeichnet wird. Als Wasserbauer tritt er schließlich 1350 im Lavanttal in Kärnten urkundlich in Erscheinung. 1351 wird ein Vertrag zwischen dem Bamberger Bischof Friedrich als Besitzer der Bergrechte und Hans Rothermel unter-

4 Blick auf das Zentrum des mittelalterlichen Suggentales. In der Bildmitte die Sakristei der ehemaligen Bergleutekirche, davor der moderne Förderschacht des Besucherbergwerkes. Die Wasserkunst befand sich neben der Straße am rechten Bildrand.



Das Gerüst A. Die unterste Welle B. Das Rad C. Das kleinere Getriebe D. Die zweite Welle E. Das kleinere Zahnrad F. Das größere Getriebe G. Die oberste Welle H. Das größere Zahnrad I. Die Lager K. Der breite, eiserne Ring L. Das hölzerne Gerüst M. Der eichene Stock N. Der eiserne Zapfen O. Die Scheibe P. Die obere Trommel Q. Klammern R. Die Kette S. Die Kettenglieder T. Kannen V. Das Haspelhorn X. Die untere Trommel Y.

5 Darstellung eines Kannenwerkes. Die im Suggental errichtete Wasserhebeanlage muss man sich in dieser Art vorstellen.

zeichnet, in welchem dieser sich zur Trockenlegung des Bergwerkes verpflichtet. Der nahezu identische Familienname und die Erbauung von technisch ungewöhnlichen und einzigartigen Wasserbauten, insbesondere von Wasserhebeanlagen, lassen nur den Schluss zu, dass es sich um Mitglieder einer Familie handelt, die mit diesem Spezialwissen ihren Lebensunterhalt verdient haben. Dies zeigt auch beispielhaft, wie

wir uns den Techniktransfer in diesen Zeiten vorzustellen haben.

Ergebnisse und Fragestellungen

Es sind zweifelsohne die Mühlen, die zahlreiche Menschen von monotoner und anstrengender Arbeit befreit und somit – für den weiteren Verlauf der Technikgeschichte noch bedeutungsvoller – den Weg für die Akzeptanz von mechanischer Technik geebnet haben. Erst durch diese Erfahrungen konnte der Mensch in Mittelalter und früher Neuzeit die Einstellung entwickeln, seine Umwelt zu gestalten, für seine Zwecke zu nutzen und damit einen materiellen Gewinn zu erzielen. Das Ensemble der hochmittelalterlichen Blei-, Silber- und Eisenbergwerke im Suggental und Glottertal mit den zugehörigen Siedlungen, Aufbereitungs- und Verhüttungsanlagen sowie der im Gelände noch über weite Strecken erkennbare Urgraben mit den in den aufgegebenen Bergwerken zu erwartenden Überresten der zugehörigen Wasserhebeanlage bildet ein europaweit einmaliges Denkmal, an dessen Erhalt wegen der wissenschaftlichen, hier technikgeschichtlichen und heimatkundlichen Bedeutung, ein öffentliches Interesse besteht.

Literatur

Gerd Goldenberg: Archäometallurgische Untersuchungen zum Metallhüttenwesen im Schwarzwald. Archäologie und Geschichte Band 8, Sigmaringen 1996.

Andreas Haasis-Berner: Gold und Silber lieb' ich sehr. Die Geschichte des Bergbaus rund um den Kandel, in: Waldkircher Heimatbrief Nr. 169, 1998, S. 1-13.

Andreas Haasis-Berner: Hangkanäle und Speicherbecken. Eine archäologisch-historische Untersuchung zum Wasserbau im Mittelalter am Beispiel des Urgrabens am Kandel im mittleren Schwarzwald. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Band 5, Rahden 2001.

Andreas Haasis-Berner, Heiko Wagner, Alfons Zettler: Glottertal – Besiedlung, Bergbau und Wassernutzung von vorgeschichtlicher Zeit bis ins Mittelalter, in: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 60, 1999, S. 19–38.

Dr. Andreas Haasis-Berner
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 – Denkmalpflege

„Droben bringt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Thal“ Die Michaelskirche bei Gundelsheim und die Denkmalpflege im 20. Jahrhundert

Nördlich des mittelalterlichen Neckarstädtchens Gundelsheim ragt hinter dem Deutschordenschloss Horneck – getrennt durch den Einschnitt des Anbaches – die breite Kuppe des Michaelsberges um gut 100 Höhenmeter aus einer Neckarschleife auf. Bekrönt wird das auf drei Seiten von alten und wiederbelebten Weinbergen begrenzte, aussichtsreiche Plateau von der Michaelskirche inmitten des ummauerten Friedhofes. Frühe Siedlungsspuren, Sagen und Mutmaßungen, eine Urkunde aus dem 8. Jahrhundert wie auch das nun dendrochronologisch festgestellte überraschend hohe Alter des Chorturmes machen den Kirchenbau zu einem denkmalpflegerischen und kulturgeschichtlichen Kleinod.

Julius Fekete / Christoph Morrissey / Markus Numberger

Weithin sichtbare Landmarke

Das weitläufige, gegen Osten, Süden und Norden durch steile Hänge abgegrenzte Plateau zeigt Funde wie auch Siedlungsspuren aus der Mittelsteinzeit, der frühen Jungsteinzeit (Bandkeramik), der Michelsberger Kultur sowie der Urnenfelderzeit und der frühkeltischen Zeit (Hallstattzeit). Auch aus römischer Zeit liegen einige Keramikscherben vor, sichere Hinweise auf eine römische Ansiedlung (vielleicht ein Gutshof) fehlen jedoch bislang. Der Zugang von der nordöstlich gelegenen Hochfläche um das Anbachtal über den einem Flaschenhals ähnlich verengten Rücken ist durch einen hügelartigen Wall mit einem flachen Graben gesichert. Tragfähige Hinweise auf dessen Zeitstellung gibt es allerdings nicht.

An höchster Stelle des Berges, 240 m über NN, liegt die weithin sichtbare, dem Heiligen Michael gewidmete Kirche. Sie war einst Pfarrkirche für Gundelsheim wie auch für den am Westfuß des Berges gelegenen, 1938 nach Gundelsheim eingemeindeten Ort Böttingen. Mit der Georgskapelle erhielt Gundelsheim 1295 einen eigenen Kirchenbau, der aber wohl erst mit der Verleihung der Stadtrechte an Gundelsheim (zwischen 1348 und 1378) größere Bedeutung als die Mutterkirche auf dem Berg erlangte. Auch Böttingen kam in der Folgezeit zur Pfarrei Gundelsheim. Letzte Ruhestätte für die Bewohner Böttingens sowie des Böttinger und Dornbacher Hofes – hier gibt es noch heute einen Totenweg zur Kirche

hin – blieb aber bis heute der Friedhof auf dem Michaelsberg.

Weite Teile des von einer durchgehenden Mauer eingefassten, die Kirche umgebenden Friedhofes scheinen auf einer bis zu gut 1 m hohen, in ihrer Entstehung und ihrem Zweck jedoch unklaren Aufschüttung angelegt worden zu sein. Der Fußboden der Kirche wiederum liegt etwas tiefer als das Außengelände, was für eine nachträgliche Anschüttung spricht. Hervorzuheben ist ein gut 1 m hoher römischer Weihstein (Votivstein) aus Odenwälder Buntsandstein am Südportal der Michaelskirche. Gestiftet hat ihn der Inschrift zufolge ein zum Benefiziarier (römischer Verwal-



1 Der Michaelsberg bei Gundelsheim von Südwesten gesehen, auf dem Plateau die Michaelskirche sowie links davon die Gebäude des landwirtschaftlichen Hofes. Am rechten Bildrand Gundelsheim mit Schloss Horneck, links Böttingen, darüber Haßmersheim.





2 Die Michaelskirche bei Gundelsheim von Süden her gesehen.

tungsbeamter) ernannter Soldat zu Ehren von Jupiter und Juno. Der durch nachträgliches Austiefen der flachen Opferschale auf der Stirnseite in einen Weihwasserstein umgewandelte Stein dürfte einst in der Kirche gestanden haben.

Zu seiner Seele Heil

Der an der Kirche aufgestellte Votivstein wie auch das Patrozinium haben im Zusammenhang mit den vorgeschichtlichen Funden zur populären Anschauung geführt, hier sei die Kulttradition eines heidnischen (römerzeitlichen) Bergheiligtums durch den Kirchenbau in den christlichen Glauben transferiert worden. Hierzu passt die meist frühe Nennung der zahlreichen Michaelskirchen Südwestdeutschlands sowie die beherrschende Lage vieler Michaelsberge. Hinweise auf ein römisches Bergheiligtum gibt es vom nahe gelegenen Michaelsberg bei Cleeborn; nachgewiesen ist ein solches auf dem Heiligenberg bei Heidelberg – mit seinem späteren Michaelskloster. Im so genannten Lorscher Codex wird Folgendes festgehalten: Am 8. Oktober 771 vermachte Priester Godefried „zu seiner Seele Heil“, „was er im Neckargau in Bettinger marca [Böttinger Gemarkung] an Huben (Hofgrundstücke), Wiesen, Wäldern, Wassern, Häusern und Gebäuden besaß, sowie die basilica (Kirche wohl aus Stein), welche er selber gebaut hatte“, dem 746 gegründeten und 772 zur Reichsabtei erhobenen Kloster Lorsch an der Bergstraße im Rheintal. Die volkstümlich überlieferte Gründungslegende, in der Ortschronik von 1925 wiedergegeben, be-

richtet es etwas anders: Demnach war einst ein heidnischer Jüngling mit einer dem Christentum zugeneigten Jungfrau verlobt. Da es ihr jedoch nicht gelang, ihn zum Christentum zu bekehren, floh sie von ihren Eltern und lebte bis zu ihrem Tod alleine in der Wildnis. Auf der Jagd entdeckte der Jüngling eines Tages ihre Begräbnisstätte und wurde schließlich wie durch ein Wunder bekehrt. Er ging nach Worms, wo er sich vom dortigen Bischof taufen ließ, kehrte an die Begräbnisstätte seiner Verlobten zurück, erbaute dort eine Hütte aus Holz und Steinen und lebte fortan in tiefem Glauben zu Gott. Die Kunde von diesem frommen Einsiedler verbreitete sich im ganzen Land, so dass mehr und mehr Pilger den Ort aufsuchten. Nachdem schließlich der Einsiedler starb, wurde über seinem Grab die heutige Kirche von Wallfahrern erbaut.

Tatsächlich war die Kirche als Wallfahrtstätte bekannt und wird sogar noch 1860 als solche bezeichnet. Der jeweilige Priester – ein Einsiedler? – soll gleich neben der Kirche gewohnt haben, der Gundelsheimer Pfarrchronik zufolge waren „mehrere Waldbrüder oder Einsiedler alda wohnhaft“. Auch in den Lagerbüchern wird von einem „Brudergut“ gesprochen, welches nach Abgang der Einsiedelei im 16. Jh. an die Deutschordenskommende Horneck überging.

Annähernd 1000 Jahre alt

Inmitten des alten Kirchhofes mit spätgotischem Schulterbogenportal und allseitig umlaufender Mauer fällt an der Ostseite der Michaelskirche zunächst der massiv gemauerte, unverputzte Turm ins Auge. Die schartenähnlichen Lichtöffnungen in den unteren Geschossen dieses Chorseitenturmes verweisen auf die Wehrhaftigkeit der ehemaligen Kirchhofanlage. Im oberen Geschoss des Turmes sind die rundbogigen Fensteröffnungen durch mittig sitzende Zwergsäulen geteilt; typische Elemente romanischer Baugestaltung. Für eine jüngst vorgenommene dendrochronologische Datierung des Turmes kamen nur drei als bauzeitlich anzusehende Balken in Frage, welche jedoch sämtlich keine Waldkante aufwiesen. Ein exaktes Fälldatum der verbauten Bäume ließ sich daher nicht feststellen. Die letzten Jahrringe der datierten Proben verweisen auf die Jahre 1026, 1027 und 1038 n. Chr. Somit ist die Erbauung des Turmes in der Mitte des 11. Jahrhunderts anzunehmen. Nach den derzeitigen Erkenntnissen stellt er den ältesten Teil der Michaelskapelle dar. Die Umfassungswände des Kirchenschiffes sowie des Chorraumes dürften im 11./12. Jahrhundert entstanden sein; dies lassen ältere fotografische Aufnahmen vermuten, die die Südwand des Kirchenschiffes in unverputztem Zustand zeigen. Im

Bereich eines gotischen Doppelfensters an der Südfassade lässt sich eine zugemauerte romanische Türöffnung ablesen. Wohl in das 14. Jahrhundert fällt die Erbauung der gotischen Schwibbögen auf der Süd- und Ostseite des Turmes. Möglicherweise wurden sie aus statischen Gründen zur Stützung des Turmes errichtet, zugleich dienten sie als Andachtsnischen für die ankommenden Wallfahrer. 1922 wurde in der Südnische ein Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges eingerichtet; in der Ostnische befindet sich eine „Lourdes-Grotte“.

Beim Betreten des Innenraumes fällt zunächst dessen „Zweiteiligkeit“ auf. Westlich befindet sich das einfach gehaltene, klar gegliederte Kirchenschiff mit Empore; im Osten dagegen die vielgliedrige Anordnung von Triumphbogen mit den Nebenaltären, dem Chorraum und der Sakristei im Erdgeschoss des Turmes. Besonders auffällig ist das steinerne, mit einem Netzgewölbe versehene Ziborium aus dem Jahr 1513 (inschriftlich datiert), welches den rechten Seitenaltar beschirmt. Ebenfalls zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde der Chorraum nach Osten hin durch einen kleinen Anbau erweitert und mit einer spätgotischen Fensteröffnung versehen. Über dem Chorraum entstand in dieser Zeit ein Kreuzrippengewölbe, welches auf unterschiedlich gefassten Konsolen aufliegt. Hierbei trägt eine Konsole das Wappen des Deutschen Ritterordens und eine andere Konsole das Wappen des Böttinger Schultheißen Christian Wörner, welches sich auch auf dessen Grabplatte (+ 1661) an der südlichen Außenwand des Kirchenschiffes wieder findet. Von der einstmalig reichhaltigeren Ausmalung des Kircheninneren zeugt heute noch die an der Nordwand neben einer Emporenkonsole freigelegte Darstellung eines Tieres.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurden offenbar erneut Umbaumaßnahmen vorgenommen, wie die Datierung eines Fensters (1602 inschriftlich

datiert) an der südlichen Außenwand nahelegt. Aus derselben Zeit stammt auch das westliche Eingangsportal. Der Triumphbogen dürfte ebenso wie das nördliche Chorfenster, der Hauptaltar und der Dachstuhl über dem Kirchenschiff im 18. Jahrhundert eingebaut worden sein. Die sich westlich im Kirchenschiff befindliche hölzerne Empore wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts errichtet und im 20. Jahrhundert teilweise überformt. Die heutige farbige Ausgestaltung der Kirche stammt in wesentlichen Teilen aus dem Jahr 1908. Weitere Restaurierungs- und Instandsetzungsmaßnahmen fanden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und zuletzt im Jahr 1998 statt. Sehenswert sind ferner einige bedeutende Ausstattungselemente. Der Hauptaltar stammt aus dem Jahr 1702 und zeigt den Erzengel Michael bei seinem Kampf gegen die Ungläubigen. Über dem linken Seitenaltar befindet sich ein Ölgemälde zu Ehren der Heiligen Drei Könige, welches Karl Freiherr von Wolkenstein, Hauskomtur des Deutschen Ritterordens zu Horneck, um 1610 anfertigen ließ. Der rechte Seitenaltar zu Ehren Marias zeigt unter dem spätgotischen Ziborium ein Tafelgemälde mit Abbildungen der 14 Nothelfer und vier weiterer Heiliger sowie eine Kopie einer Terrakotta-Pieta aus der Zeit um 1400 (das Original befindet sich in der katholischen Pfarrkirche in Gundelsheim). Im Kirchenschiff sind ferner ein Gemälde (Kopie) an der Nordwand mit Darstellung des Erzengels Michael im Kampf gegen das Böse sowie zwei zusammengehörige Gemälde an der Südwand mit Darstellungen von Maria und Jesus aus dem 17. Jahrhundert besonders beachtenswert.

Die Denkmalpflege im 20. Jahrhundert

Wie bereits mit dem einleitenden Zitat aus der Beschreibung des Oberamts Neckarsulm aus dem Jahr 1881 belegt, ist die Michaelskirche als orts-



3 Der römische Votivstein an der Außenwand der Michaelskirche neben dem Südportal.



4 Bauphasenplan der Michaelskirche.

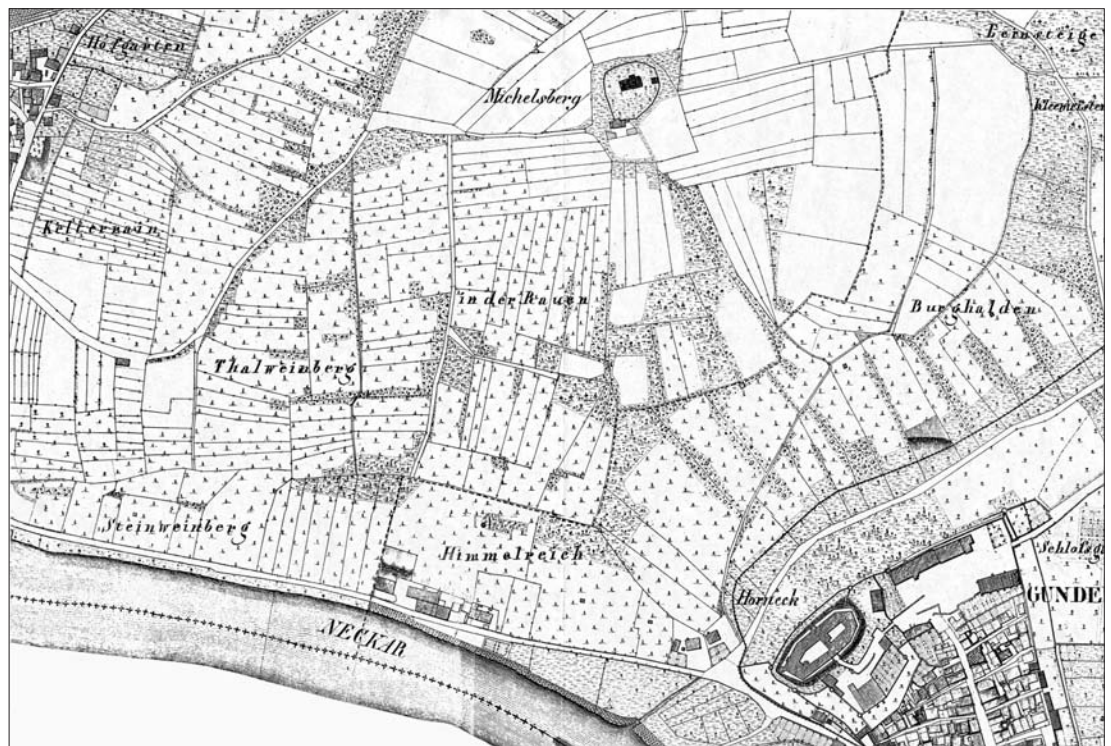
geschichtlich bedeutsames Bauwerk seit altersher im Bewusstsein der Bevölkerung fest verankert. So war es konsequent, dass der Sakralbau Aufnahme in das „Verzeichnis der unter staatlichem Schutz und Aufsicht stehenden Denkmale und Gebäude“ fand.

Und, kaum Denkmal geworden, war sie auch schon ein Gegenstand der Denkmalpflege. Ab jetzt zogen sich quasi zwei rote Fäden durch das bauliche Leben des Kulturdenkmals. Der eine Faden war der permanente Kampf mit der aufsteigenden Feuchtigkeit im Mauerwerk und Putz, der andere die überraschend lang anhaltende romantische Sehnsucht nach dem Mittelalter. Der erstgenannte Kampf wurde zuerst aufgenommen. In den Jahren 1927–28 führte man eine „Wiederherstellung“ durch, die mit einem „Staatsbeitrag“ von 300 RM. unterstützt wurde. Ausgeführt wurden eine Dachneudeckung, Zimmermannsarbeiten (zum Teil neue Sparren, Latung, Schwellen, Strebe), Maurerarbeiten, Flaschnerarbeiten und die Anbringung eines Zementpflasters zur Ableitung des Wassers von den Mauern außen. Eine umfassende Sanierung also, nach dem damaligen Kenntnisstand, so waren aber spätere Schäden vorprogrammiert (Zementpflaster).

Schon ein Jahrzehnt später, 1937, folgte die Instandsetzung des Turms und des Chores mit einem „Staatsbeitrag“ von 200 DM. Die Begründung wirft einerseits ein bezeichnendes Licht auf den hohen Stellenwert des Kulturdenkmals, andererseits liefert sie auch die Rechtfertigung für das damals übliche denkmalpflegerische Konzept, die bereits angesprochene romantische

Sehnsucht nach dem Mittelalter: „Bei der Michaelskirche handelt es sich um eine der ältesten Kirchen des Unterlandes, sie stammt aus romanischer Zeit, aber es ist kein Zweifel, dass hier schon in vorchristlicher Zeit Götter verehrt wurden“. Den ältesten Schichten des Kulturdenkmals ist hiermit die höchste Bedeutung zugewiesen worden. So verwundert es nicht, dass am Turm und Chor „der Verputz abgeschlagen“ wurde, „um das schöne romanische Mauerwerk zu zeigen“, auch weil „die kunstgerechte Art der Wiederherstellung dem Turm das Gepräge der Wucht und Wehrhaftigkeit“ des Mittelalters gibt (so der damalige Kaplan). Der heutige Eindruck der Steinichtigkeit besteht also erst seit 1937. Das Erscheinungsbild davor dokumentiert eine Zeichnung des Bautechnikers Gustav Sigmann aus dem Jahr 1913. Keine Beachtung wurde den jüngeren Schichten des Baudenkmals – so zum Beispiel der Ausmalung des Chors und der Neufassung der Altäre von 1908 – geschenkt, obwohl sie das Innere des Sakralbaus nun entscheidend mitprägten und auch in der kurz vorher erschienenen Literatur besondere Erwähnung fanden, also durchaus präsent waren. „Im Jahre 1908 wurde das Innere der Kapelle, besonders Chor und Altäre, einer gründlichen Restaurierung unterzogen“, wurde dies 1925 in der „Chronik von Gundelsheim und Horneck nebst Umgebung“ beschrieben.

Die bereits erwähnten vorprogrammierten Schäden durch die Maßnahmen der Jahre 1927–28 waren in der Tat schon drei Jahrzehnte später so umfangreich, dass Handlungsbedarf bestand. 1959 erging der Beschluss zur Außenrenovierung.



5 Die Lage des Michaelsbergs mit der Kirche zwischen Gundelsheim (rechts unten) und Böttingen (links oben). Flurkarte 1834.

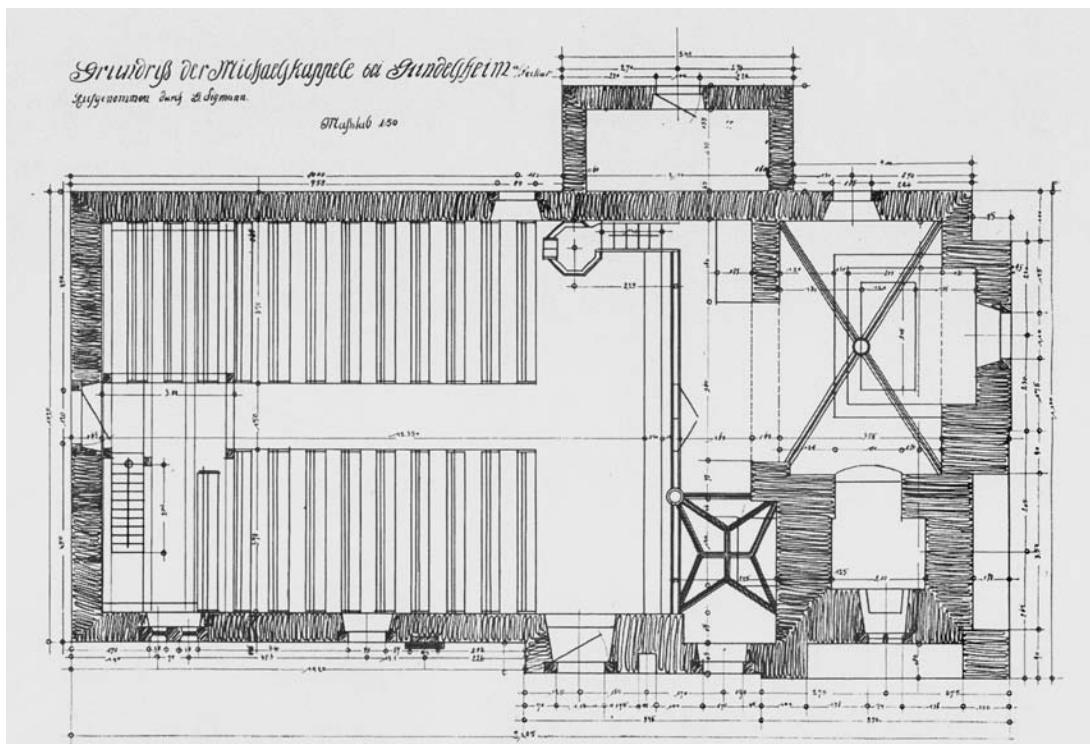
rung, da insbesondere der Außenputz sich „in einem sehr schlechten Zustand“ befindet – so das Pfarramt Gundelsheim. In den Jahren 1961–63 wurden dann die Instandsetzungsarbeiten unter der Leitung des Wimpfener Architekten Josef Vassilière durchgeführt und erneut mit einem „Staatsbeitrag“ gefördert, diesmal in Höhe von 10000 DM. „Der alte Putz wurde abgeklopft, das Mauerwerk restauriert, das Gelände um die Kapelle herum ist tiefer gelegt worden, so dass kein Regenwasser mehr in die Kapelle eindringen kann“ – so der Architekt in seinem Bericht. Auch die Herstellung eines Regenwasserbehälters sollte dem permanenten Kampf gegen die Durchfeuchtung des Mauerwerks dienen. Aufschlussreich ist die Äußerung des Architekten zur Wertigkeit der Ausmalung von 1908. In seiner um 1960 erschienenen Publikation „Gundelsheim. Ein Führer durch die Deutschordens-Stadt“ hielt er fest, dass das Kircheninnere „durch falsche Restaurierung im Jahre 1908 etwas verdorben ist“. Daher war es schon damals „geplant, bei der kommenden Renovierung die späteren Malereien abzuwaschen und die wahrscheinlich darunter befindlichen älteren Malereien freizulegen“. Diese Maßnahme unterblieb zwar in den 1960er Jahren, das Vorhaben bestand aber in Form der bereits angesprochenen romantischen Sehnsucht nach dem Mittelalter die nachfolgenden drei Jahrzehnte weiter und hat, wie wir noch sehen werden, die Denkmalpflege auch in den 1990er Jahren beschäftigt.

Das Problem mit der Feuchtebelastung blieb offenbar trotz der Maßnahmen der 1960er Jahre weiter bestehen. Schon zwei Jahrzehnte später,



6 Ansicht der Michaelskirche, Federzeichnung von Gustav Sigmann 1913.

1983, mussten drei Bauabschnitte für eine erneute Instandsetzung beschlossen werden: Holzschädlingsbekämpfung und Erneuerung von Dachdeckung, Innenrenovierung, und eben die Trockenlegung der Außenmauern. Begonnen wurde 1986 mit der Außenrenovierung (neue Dachdeckung, Außenanstrich). Gleichzeitig erarbeitete die Restaurierungswerkstatt des Landesdenkmalamtes ein Restaurierungskonzept für die Ausstattung. Bedingt durch den Tod des Pfarrers trat eine mehrjährige Stagnation ein, sodass erst 1992–93 erneut die vorbereitenden Untersuchungen aufgenommen wurden. Festgestellt wurden umfangreiche Schäden: Risse und Hohlstellen im Putzbereich, starke Feuchtigkeitsschä-

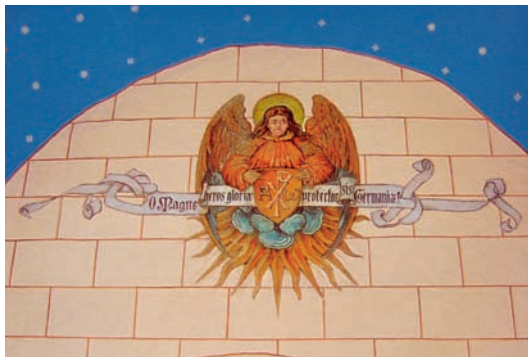


7 Grundriß der Michaelskirche, Federzeichnung von Gustav Sigmann 1913.

8 Innenansicht der Michaelskirche nach der Restaurierung.



9 Detail der Ausmalung von 1908.



den im Sockelbereich – bedingt auch durch den fast 2 m hohen Zementputz an den Wandflächen, Ablätterungen an den Fassungen der Altäre, starke Malschichtverluste am Altarblatt links, Leinwandbilder „in desolatem Zustand“ (so die Restaurierungswerkstatt des Landesdenkmalamtes bereits 1986). Sehr schnell kristallisierten sich einige Wünsche seitens der Kirchengemeinde heraus, die auf eine Korrektur des historischen Erscheinungsbildes wie auch der historischen Substanz hinausliefen: Beseitigung der Kommunionbank und des Chorgestühls (beide barock), begründet durch eine vermeintliche gestalterische Divergenz zwischen Schiff und Chor: Schiff verputzt und einheitlich mit weißer Farbe gestrichen, Fußbodenbelag mit Steinplatten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Durch die Wegnahme der Altäre im Chorbereich (Hochaltar 1702 datiert, linker Seitenaltar 1659) tauchte dahinter mittelalterliche Wandmalerei auf. Es folgte der Wunsch nach Kopie oder Freilegung, weil „die vorhandene neugotische Fassung nicht dem Rang der architektonischen Substanz“ entspräche und die älteren Fassungen „durch ihre Qualität dem Rang des Bauwerkes besser entsprechen und die auch im Schiff, welches malerisch ge-

genüber dem vorderen Teil der Kapelle abfällt, eine adäquate, passende Fassung der Decke und der Wände ergeben“ (so die Begründung der Antragsteller). Durch intensive Überzeugungsarbeit konnte die denkmalpflegerische Zielsetzung mit dem Erhalt der Fassung der Zeit um 1908 durchgesetzt werden (Chor, Triumphbogen, im Bereich des Ziborienaltars).

Die Feuchtebelastung wurde mittels Drainage gestoppt. 1993 wurde die Genehmigung erteilt.

Schluss

Bis zum Ende des Jahrhunderts sind somit die zwei dominierenden Themen der Kirchenrestaurierungen – die Feuchtebelastung und die romantische Sehnsucht nach dem Mittelalter – präsent gewesen. Beide Themen konnten – so ist für die Zukunft zu hoffen – zu einem denkmalpflegerisch zufriedenstellenden Ende gebracht werden.

Literatur

Landesanstalt für Umwelt (Hrsg.): Der Michaelsberg bei Gundelsheim. Naturschutz-Spectrum Gebiete 28, Ubstadt-Weiher 2007.

Julius Fekete: Kunst- und Kulturdenkmale in Stadt- und Landkreis Heilbronn, Stuttgart 2002.

Christoph Morrissey und Dieter Müller: Die Befestigungen im Landkreis Heilbronn. Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden Württemberg Bd. 2: Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen H. 17, Stuttgart 2006.

Josef Vassilliére: Gundelsheim. Ein Führer durch die Deutschordens-Stadt, Neckarsulm 1978.

Erich Wörner: Chronik von Gundelsheim und Horneck nebst Umgebung, Gundelsheim 1925.

Dendrochronologische Altersbestimmung, Jahrringlabor Hofmann, Nürtingen, 2007.

Dr. Julius Fekete

Regierungspräsidium Stuttgart
Referat Denkmalpflege

Dr. Christoph Morrissey

Mittelalterarchäologe
Büro Südwest
Corrensstraße 9
72076 Tübingen

Dipl. Ing. Markus Numberger

Büro für Bauforschung und Denkmalschutz
Rosmarinweg 28
73733 Esslingen

Wie steht es um die evangelische Albanuskirche in Aich?

Messtechnische Baubeobachtungen und Verformungsanalyse

Im Beitrag „Risse in der evangelischen Kirche von Aich“ des Nachrichtenblattes Heft 2/2004 wurden die statischen Probleme der Kirche analysiert sowie erste Maßnahmen zur Bestandsicherung beschrieben. Unter anderem dienten ein Baugrundgutachten und eine Verformungsanalyse des Landesdenkmalamts, aufbauend auf messtechnischen Aufnahmen und bauhistorischen Untersuchungen, als Grundlage für die Planungen durch Architekten und Bauingenieur. In einem ersten Bauabschnitt führte man von Mai bis Juli 2003 die notwendige statische Ertüchtigung des Dachwerks durch, dichtete die hangseitige nördliche und westliche Außenwand der Kirche im Bodenbereich ab und legte davor eine Drainage. Ein weiterer Vorschlag, die Fundamente der talseitigen Süd- und Ostwand durch Betonverpresspfähle zu stabilisieren, wurde zunächst zurückgestellt, da die Maßnahmen des ersten Abschnitts bereits eine Bauwerksstabilisierung beinhalteten. Vor weiteren Entscheidungen sollte auf Grundlage eines messtechnischen Bauüberwachungssystems geprüft werden, ob sich die Situation verbessert oder nicht.

Günter Eckstein

Die messtechnischen Baubeobachtungen

Die Bauuntersuchungen ab Sommer 2002 hatten gezeigt, dass für die Risse im Mauerwerk und die verkippten Wände unterschiedliche Ursachen in Frage kamen. Im Baugrundgutachten wurden für die Schäden in erster Linie Bewegungen des Erdreichs aufgrund der Hanglage verantwortlich gemacht. Aber auch einseitige Setzungen durch Austrocknung schloss man nicht aus. Messtechnische Untersuchungen ergaben, dass sich der südöstliche Bereich der Kirche stärker gesetzt hatte als die übrigen Bauteile. Untersuchungen im Dachwerk erbrachten, dass durch geschädigte Holzteile und unsachgemäße Umbauten die Dachlasten falsch abgetragen wurden. Als weitere Schwachstellen erkannte man die bis knapp unter die Mauerkrone reichenden Fenster der Süd- und Ostseite.

Auf Grundlage dieser Untersuchungen und der daraus entwickelten Verformungsanalyse ließ sich ein individuelles messtechnisches Bauüberwachungskonzept erstellen. Um möglichst rasch Ergebnisse zu erhalten, wurden im September 2002 acht Höhenpunkte am Turm und an den Fassaden der Kirche installiert und in einer Basis-

beobachtung durch Feinnivellement eingemessen (Abb. 1). Parallel dazu brachte man an den markanten Rissen über und unter den Fenstern im Chor Markierungen links und rechts der Risse an, um vertikale und horizontale Verschiebungen beobachten zu können. Nachdem sich zeigte, dass sich die gesamte Kirche einschließlich des Turms nach Süden geneigt hatte, wurden im Mai 2003 an der Ostfassade des Turmes in unterschiedlichen Höhen Punkte installiert und durch hochgenaue Winkelbeobachtungen eingemessen. Die Ergebnisse der ersten Folgebeobachtung vom August 2003 waren ernüchternd: Gegenüber dem Turm und der Chornordseite hatte sich die Süd- und Westseite des Schiffs um ca. 2 mm und das Chorpolygon um bis zu 4 mm gesetzt (Abb.1). Der Riss über dem nordöstlichen Chorfenster hatte sich um 2,5 mm vergrößert. Setzungsursache war offensichtlich der extrem trockene Sommer 2003. An der Süd- und Südostseite, wo die Fundamenttiefe wegen des Treppenaufgangs vom Ortskern zur Kirche geringer als an den anderen Bereichen ist, war der Untergrund stark ausgetrocknet und hat an Volumen verloren. Da die ursprüngliche Drainage der Nordseite nicht an das Abwassersystem ange-



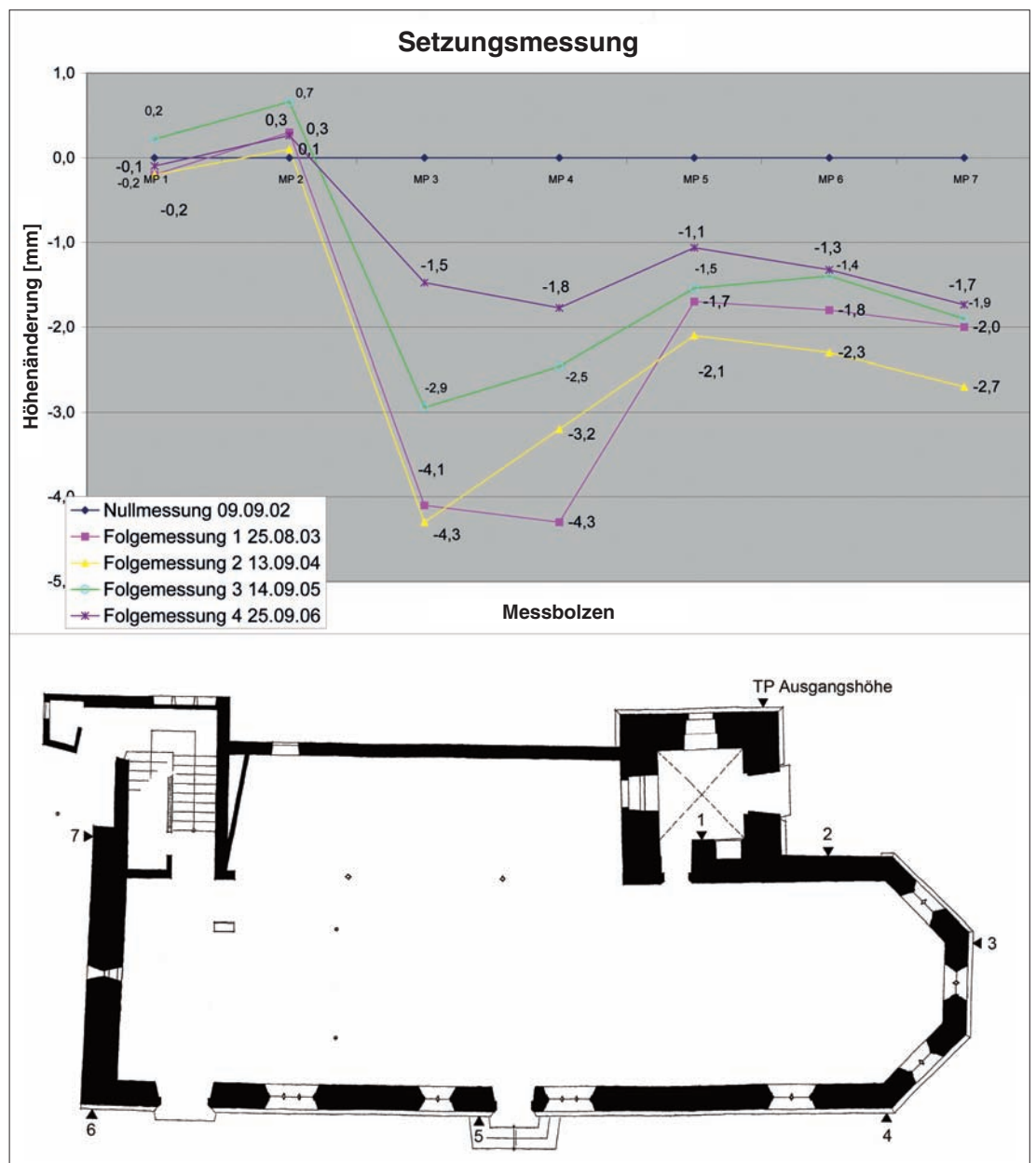
schlossen war, bestanden zwischen Nord- und Südseite extreme Feuchtigkeitsdifferenzen. Man prognostizierte jedoch, dass sich nach dem Fällen einer Zeder an der Nordostseite der Kirche, die sowohl im Sommer als auch im Winter dem Boden Feuchtigkeit entzogen hatte, und durch die neue Drainage die Feuchtigkeitsverhältnisse im Untergrund verbessern würden. Zudem war man der Überzeugung, dass sich der sanierte Dachstuhl, wo ein geschlossener Ringanker aus Mauerlatten die Mauerkrone im Chorbereich zusammenhält, zukünftig stabilisierend auf das Mauerwerk auswirken würde.

Die nächsten Folgebeobachtungen im September 2004 und 2005 bestätigten die Prognose: Zwar hatte sich 2004 der Riss über dem nordöstlichen Chorfenster um weitere 2 mm vergrößert, jedoch blieben die Setzungswerte gegenüber dem Vorjahr nahezu unverändert. 2005 gab es bei den Rissen im Chorbereich keine weiteren Verände-

rungen. Erstaunlich war die Entwicklung der Höhen an der kritischen Süd- und Ostseite: Die in den Vorjahren festgestellten Setzungen bildeten sich wieder zurück, an den kritischen Punkten am Chorpolygon um ca. 1,5 mm und an der Süd- und Westseite des Schiffes um ca. 0,5 mm. Hervorgehoben durch die Setzungen an der Kirchensüdseite hatte sich der Turm zwischen Mai 2003 und September 2004 bis zu 3 mm nach Süden geneigt; 2005 betrug der Wert nur noch 2 mm gegenüber der Basisbeobachtung.

Aufgrund der Ergebnisse der letzten beiden Folgebeobachtungen beschloss die Bauherrschaft 2006, die notwendige Außenrenovierung durchzuführen und die Unterfangung der Fundamente erneut zurückzustellen (Abb.2).

Eine vierte Folgemessung im September 2006 bestätigte den Trend des Vorjahres: Die starken Setzungen im Jahr 2003 bildeten sich im südöstlichen Bereich der Kirche erneut bis zu 1,5 mm zu-



1 a+b Setzungsdiagramm mit Differenzwerten von 2003 bis 2006 gegenüber der Basisbeobachtung von 2002, Lage der Punkte im Grundriss.

rück. Gegenüber der Basismessung von 2002 scheinen sich die Setzungswerte der Ost-, West- und Südseite im Vergleich zu den Punkten am Turm und der Chornordseite zwischen 1 und 2 mm einzupendeln. Da die Risse wiederum unverändert blieben, wurde festgestellt, dass sich die Situation insgesamt stabilisiert hatte. Leider wurden bei der Außenrenovierung die Beobachtungspunkte für die Turmneigung entfernt. Sie mussten neu gesetzt und eingemessen werden, sodass erst nach der nächsten Folgemessung, die nun nach zwei Jahren stattfinden soll, neue Ergebnisse vorliegen.

Ausblick

Die messtechnischen Baubeobachtungen der letzten drei Jahre zeigen, dass sich die ungleichen Setzungen und Bauwerksverformungen nicht weiter fortgesetzt haben. Gleichwohl werden die Beobachtungen weitergeführt, wenn auch, angepasst an die jeweilige Situation, in größeren Zeitabständen. Es besteht die Hoffnung, dass die Situation weiter stabil bleibt, sodass der nächste Bauabschnitt, der Umbau und die Renovierung des Innenraumes, in naher Zukunft in Angriff genommen werden kann.

Günter Eckstein

*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*

2 Die Kirche von Osten nach der Außenrenovierung, November 2006.



Denkmalporträt



1 Zustand des Nordrachener Salveofens nach der Instandsetzung 2003.

Teer und Holzkohle aus dem Schwarzwald – Ein Salveofen bei Nordrach

Aus Nordrach wurde der Denkmalpflege im Herbst 2002 ein südlich des Moosbächles gelegener „Kohlenmeiler“ gemeldet. Eine engagierte Gruppe des Verkehrsvereins räumte die teilweise eingebrochene Anlage und besprach mit der Gemeinde das weitere Vorgehen. Schnell war klar, dass die aus Backsteinen aufgemauerte und mit Erde überschüttete Anlage kein Meiler zur Herstellung von Holzkohle war (Abb. 1). Der runde Ofen hat einen Innendurchmesser von ca. 4 m und eine Höhe von ca. 2–2,5 m, die Wände sind mit einer schwarzen, holzkohleartigen Masse versottet. Außerdem weist der mit Backsteinen ausgelegte Boden eine bis 15 cm breite und ebenso tiefe Rinne auf, die sich über den Zugang hinaus erstreckt. Einst besaß der Ofen vier Belüftungsöffnungen. Die Ofenöffnung erstreckte sich nach Nordosten zum Bach, einem Zufluss der Nordrach. Ursprünglich waren die Wangen der Öffnung mit Backsteinen aufgemauert.

Bei der Nordrachener Anlage handelt es sich um einen so genannten „einmanteligen“ Teer- oder Salveofen. Diese kleinen meilerartigen Öfen, mit nur einem gemauerten Steinmantel und einem Füll-Loch, waren im Schwarzwald einst weit verbreitet. Von mittelalterlichen Anlagen blieb meist nur noch eine Ansammlung von Bruchsteinen als Relikt erhalten. Selten sind jedoch intakte Salve- oder Teeröfen überliefert.

Im Schwarzwald wandelte man bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts in so genannten Salveöfen Harz zu Teer um. In Gegensatz zu offenen Holzkohlemeilern, in denen durch das Verschwelten von Holz ausschließlich Holzkohle entsteht, wurden Teeröfen nach dem Füllen, Anfeuern und Abdichten bis auf kleine Belüftungsöffnungen zur Regulierung des Brandes zugemauert. Bei dem mehrere Tage andauernden Schwelbrand verkohlte das Holz. Die Verschwelung oder trockene Destillation von harzreichem Holz, vor allem Kiefer, zählt zu den alten Produktionsverfahren der Waldwirtschaft. Das Harz wurde in Holzessig und Teer umgewandelt, beides sammelte sich am undurchlässigen Boden und floss über eine Rinne nach außen. Lässt man das Gemisch stehen, trennt es sich in die beiden Bestandteile. Holzessig fand vor allem als Konservierungsmittel und bei der Farbenherstellung Verwendung, während der Holzteer ebenso zur Konservierung aber auch als Dichtungsmittel und Schmierstoff diente. Als Nebenprodukt fiel nach dem Öffnen des ausgebrannten Ofens Holzkohle an.

Der aus Backsteinen aufgemauerte, runde Ofen bei Nordrach gehört wohl zu den jüngsten Anlagen dieser Art im Schwarzwald und veranschaulicht die Arbeitsprozesse dieses alten Waldgewerbes. Die ursprünglich von einem Rindendach geschützte Ofenöffnung diente zum Füllen des

Ofens mit Holz und zum Ausräumen der gewonnenen Holzkohle. Während des Brands war sie zugemauert, vier gemauerte Belüftungsöffnungen erlaubten eine geregelte Brandführung. Beim Nordracher Teerofen handelt es sich um die kleinere von zwei Anlagen, die der Forstarbeiter und „Köhler“ Wilhelm Bildstein im Moosbächlestal in den 1940er und 1950er Jahren im Nebenerwerb betrieb (Abb. 2 und 3). Viele Details des Arbeitsablaufs sind von seinen beiden Töchtern zu erfahren. Nach ihren Aussagen habe ihr Vater im Ofen vor allem Holzkohle hergestellt. Offenbar war ihnen das eigentliche Ziel des Destillationsprozesses nicht mehr präsent. Sie hatten als Kinder die Aufgabe, die Belüftungsklappen in regelmäßigen Abständen zu öffnen und zu schließen. Ihr Vater habe in Lübeck in den 1940er Jahren diese Technik gelernt und nach der Rückkehr in den Schwarzwald den Ofen errichtet, der bis in die 1950er Jahre betrieben wurde.

Der noch weitgehend original erhaltene Nordracher Salveofen gilt als seltener Beleg für die einst weit verbreitete Destillation von Holz im Schwarzwald. Bei Sicherungsmaßnahmen durch die Gemeinde Nordrach beließ man größtenteils den vorgefundenen Zustand. Im Mai 2003 wurde die Maßnahme abgeschlossen, seither erfährt der Besucher auf einer Informationstafel Details zum Nordracher Teerofen und dieser in Vergessenheit geratenen Technologie. Unweit des Ofens entstand ein Pavillon, der Gäste zu einer Rast einlädt.

Literatur

Oswald Schoch: Die kriegsbedingte Harznutzung an Forche (Kiefer) und Fichte in den Staatswäldungen des württembergischen Schwarzwaldes von 1915 bis 1920. Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg 71, Stuttgart 1989.

Dr. Bertram Jenisch
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 – Denkmalpflege



2 Der Nordracher Teerofen in Betrieb, Foto um 1950.



3 Wilhelm Bildstein beim Öffnen seines Teerofens nach dem Schwelbrand, Foto um 1950.

Denkmalporträt



„Ein Cyklus personifizierter Gelahrtheit“ Die Bildnissammlung der Tübinger Universität

In der Ausgabe vom 28. Oktober des Jahres 1838 wurde im „Schwäbischen Merkur“ begeistert von einer Ausstellung im Saal der Stuttgarter Bürgergesellschaft berichtet: „Eine ehrwürdige hochgelahrte Versammlung stand uns zur Schau, manch celebre Namen“ ... „Ein Cyklus personifizierter Gelahrtheit vom genialen Wissen bis zur starren Katheder Doktrin“. Zu sehen war damals eine Auswahl von 64 Gemälden aus der Bildnissammlung der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen.

Im Laufe der Zeit hatte man dort eine stattliche Anzahl von Gelehrtenbildnissen zusammengetragen. Meist handelt es sich bei den Porträtierten um Tübinger Professoren, darunter so bekannte Namen wie Philipp Apian (1531–1589), der wohl bedeutendste Kartograf seiner Zeit, Lukas Osiander (1571–1638), einer der eifrigsten orthodox-lutherischen Kontroverstheologen und Polemiker, Wilhelm Schickart (1592–1635) (Abb.), der die erste Rechenmaschine für alle Grundrechenarten konstruierte, oder Rudolf Jakob Camerarius

(1665–1721), Inspektor des Hortus Medicus und Entdecker der geschlechtlichen Natur der Pflanzen. Aber auch manch andere mit der Universität eng verbundene Persönlichkeit findet sich unter den Dargestellten.

Ehemals in der Alten Aula in der Münzgasse untergebracht, ist die später stark angewachsene und bis zum heutigen Tage fortgeführte Sammlung nun über mehrere Standorte in der Universität verstreut. Eine repräsentative Auswahl von Porträts hängt jedoch nach wie vor in den Räumen des Senats, der im 19. Jahrhundert in die Neue Aula in der Wilhelmstraße verlegt wurde.

Porträtsammlungen gibt es an vielen deutschen Universitäten. Jedoch nimmt die Tübinger eine herausragende Stellung ein. So zählt sie mit ihren derzeit 332 Gemälden nicht nur zu den größten derartigen Sammlungen, sondern mit ihren Anfängen im 16. Jahrhundert auch zu den ältesten. Zudem wurde die Tübinger Porträtgalerie im Gegensatz zu anderen universitären Gemäldesammlungen, die meist den Charakter des Zufälligen tragen, offenbar von Beginn an systematisch angelegt. Darauf deutet vor allem, dass bereits 1596 eine eigene Publikation zu den Gemälden erschien. Unter dem Titel „*Imagines professorum Tubingensium*“ wurden die Porträts als Holzschnitte reproduziert und mit lateinischen Elogien aus der Feder des Tübinger Philologieprofessors Eberhardt Horn, gen. Cellius, versehen. Horn reklamierte in dieser Schrift auch die Gründung der Porträtgalerie für sich, da er es gewesen sei, der vor einigen Jahren die „Herren“ dazu überredet habe, sich malen zu lassen.

Die „*Imagines professorum Tubingensium*“ liefern aber nicht nur einen wichtigen Hinweis auf die Entstehung, sondern auch auf die Vorbilder der Tübinger Porträtgalerie. So waren Bildnissammlungen ein für das 16. Jahrhundert zwar durchaus typisches Phänomen. Bei diesen insbesondere an Adelshöfen zusammengetragenen Porträtgalerien standen allerdings durchweg genealogische oder dynastische Aspekte im Vordergrund. Sammlungen von Gelehrtenbildnissen da-

gegen sind für diese Zeit in Deutschland noch sehr ungewöhnlich. Das Vorbild für die Tübinger Sammlung dürfte denn auch weniger in Deutschland als in Italien zu suchen sein. Dort hatte die für die Renaissance charakteristische Verehrung herausragender Menschen zuerst dazu geführt, dass neben Kriegshelden, Staatsmännern und Künstlern auch Gelehrte Gegenstand von bildlichen Darstellungen geworden waren. Vornehmlich in Form von grafischen Porträts, die wie bei den „*Imagines professorum Tubingensium*“ in gedruckte Publikationen eingefügt wurden, sind solche Bildnisse in großer Zahl aus Italien bekannt.

Die Gründung einer Porträtgalerie mit wichtigen Persönlichkeiten der Universität und ihre Verbreitung im Druck legen natürlich auch ein beredtes Zeugnis ab vom Selbstverständnis der Tübinger Universität. Im Jahre 1477 von Graf Eberhard im Barte als erste württembergische Hochschule gegründet, prägte die Universität zusammen mit dem ihr eng verbundenen evangelischen Stift über Jahrhunderte hinweg wie keine andere Institution das geistige Leben des Landes. Weithin berühmt gewordene Gelehrte und Dichter wie Kepler, Hölderlin, Hauff, Mörike, Hegel, Schelling und viele andere gingen aus der Tübinger Universität hervor. Sicherlich nicht zu Unrecht durfte und darf es sich die dortige Professorenschaft auch als ihr Verdienst anrechnen, eine solch illustre Schar von Schülern hervorgebracht zu haben. Mit der ungebrochenen Tradition der Porträtgalerie setzt sich die Tübinger Universität daher bis zum heutigen Tage selbst ein Denkmal ihrer Gelehrsamkeit.

Die Bildnissammlung der Eberhard-Karls-Universität wurde vor Kurzem als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalbuch des Landes eingetragen.

Dr. Dieter Büchner

*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*

Personalia

Dr. Hartmut Schäfer im Ruhestand

Zum 31. Januar 2008 trat Hauptkonservator Dr. Hartmut Schäfer in den Ruhestand. 30 Jahre lang leitete und prägte er die Mittelalterarchäologie in Baden-Württemberg und hat als Leiter des Referats Inventarisierung, Bauforschung und Baudokumentation in den vergangenen vier Jahren noch einmal neue Akzente gesetzt.

Hartmut Schäfer wurde 1943 im hessischen Eschwege geboren und wuchs in Westfalen und Hannover auf. Sein Studium – zunächst der Germanistik, dann der Kunstgeschichte – führte ihn über Göttingen und München bis nach Wien und Istanbul. Wesentliche Prägung erhielt seine wissenschaftliche Arbeit während eines einjährigen Reisestipendiums des Deutschen Archäologischen Instituts (1971/72), das dem Studium kunsthistorischer und archäologischer Objekte des Mittelmeerraums gewidmet war. Nach einem Jahr Inventarisationsarbeit im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege kam Herr Schäfer zum 1. Januar 1974 nach Baden-Württemberg und übernahm dort 1987 die Leitung des Referats Archäologie des Mittelalters.

Der Wechsel Herrn Schäfers in die Denkmalpflege hat manchen seiner Fachkollegen erstaunt, prognostizierte man ihm doch eine erfolgreiche Forscherkarriere. In seiner Vorstellung in der Zeitschrift Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1974 findet sich ein Hinweis auf seine Motivation: „Der Bereich zwischen Kunstgeschichte und Archäologie erscheint ihm als ein sinnvolles Tätigkeitsfeld, bei dem die ‚praktische‘ Denkmalpflege in ausgewogenem Verhältnis zur Forschung steht“. Dieses „ausgewogene Verhältnis“ blieb eines der wichtigsten beruflichen Ziele von Herrn Schäfer, dem er 1995 mit der Neustrukturierung seines Referats durch die Integration der Bauarchäologie/Bauforschung ein gutes Stück näher kam.

In Anbetracht eines bedrohlichen Ausdünnens des archäologischen Erbes mahnte er die archäo-

logische Substanzerhaltung als vorrangige Aufgabe denkmalpflegerischer Praxis an – und sah sich hier bewusst im Widerspruch zu einer rein wissenschaftlichen Fragestellung folgenden Archäologie. Es war ihm ein Anliegen, in der Bevölkerung ein Bewusstsein für den Wert der Originalquelle zu schaffen, die nie durch eine noch so gute wissenschaftliche Dokumentation ersetzt werden könne. Insofern stellt der häufige Kompromiss, der Denkmalzerstörung unter der Bedingung einer vorherigen wissenschaftlichen Ausgrabung zuzustimmen, auch keinen wirklichen Ausgleich her.

Nichtsdestotrotz war Herr Schäfer auch mit zahlreichen Ausgrabungen betraut, von denen hier nur die wichtigsten genannt seien. Mit der Ausgrabung Marbach Burg, einer der frühen stadtarchäologischen Untersuchungen, setzte er ebenso Maßstäbe wie mit der für die Burgenforschung so erkenntnisreichen Untersuchung der Burg Amlshagen, die dank seiner Durchsetzungskraft wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Untrennbar verbunden ist sein Name auch mit der Geschichtsforschung über die Stadt Esslingen, die ihn bis zum Ende seiner beruflichen Karriere nicht mehr loslassen sollte.

Als Mittelalterarchäologe befand sich Herr Schäfer an der Schnittstelle zwischen Archäologie und Baudenkmalpflege. Er wurde nicht müde, bei seinen architekturhistorisch geprägten Kollegen um Verständnis für das Baudenkmal als „Geschichtsquelle mit oberirdischem und unterirdischem Umfeld“ zu werben, ein Verständnis, das im Laufe der Jahre nur langsam in den denkmalpflegerischen Alltag eindrang.

Im Zuge der Verwaltungsstrukturreform kämpfte Herr Schäfer bis zuletzt um den Erhalt dieser Einheit von Mittelalterarchäologie und Bauforschung, diesem so innovativen und bundesweit beachteten Modell. Der Erhalt ist ihm nicht gelungen. Doch auch als oberster Bauforscher des Landes blieb Herr Schäfer stets ein viel gefragter Berater im Bereich der Mittelalter- und Bauarchäologie. Es gelang ihm, in der Bauforschung einen neuen Schwerpunkt in der Landesdenkmalpflege auszubilden und damit eine Aufgabe zu institutionalisieren, deren fachkundige Standards mittlerweile landesweit als unverzichtbar gelten. Eines seiner Ziele war die konsequente Nutzung der neuen Medien, um Informationen zusammenzuführen und fachübergreifend nutzbar zu machen. Mit der Einrichtung einer Bauforscherdatenbank begründete er eine Plattform, die alle Baudokumentationen sowohl aus dem öffentlichen als auch aus dem privaten Bereich übersichtlich und schnell erschließbar macht. Die konsequente Einbindung der Bauforschung in die Instandsetzung des Freiburger Münsters gewähr-

Herr Schäfer freut sich über eine Motorsäge, mit der er in den nächsten Jahren seinen Garten bearbeiten möchte.



leistete den Erhalt von Originalsubstanz aus dem 12. Jahrhundert; seinem Engagement an der Ulmer Bauhütte ist die Sicherung der umfangreichen Plansammlung aus dem 19. Jahrhundert zu danken, Voraussetzung für deren Nutzung bei zukünftigen Baumaßnahmen an diesem nationalen Denkmal.

Mit Herrn Schäfer geht ein außerordentlich engagierter Denkmalpfleger in Ruhestand, der immer den Erhalt des Denkmals in den Vordergrund seines Handelns stellte, der dabei nie die wissenschaftlichen Grundlagen aus den Augen verloren hat, der immer auch konzeptionelle und grundsätzliche Aspekte im Blick behielt und für den Denkmalpflege eine gesellschaftspolitische Aufgabe ist.

Udo Breining im Ruhestand

Am 31. Dezember 2007 ging der Leitende Regiergungsdirektor Udo Breining auf eigenen Wunsch vorzeitig in den Ruhestand. Knapp 18 Jahre war er als Jurist in vielfältigen Aufgaben innerhalb des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg, aber auch in Fragen des Denkmalrechts ein verlässlicher und stets konstruktiver Kollege.

Udo Breining wurde im Jahre 1944 in Ulm geboren. Nach der Schulzeit in Ulm nahm er das Studium der Rechtswissenschaft an den Universitäten Tübingen, Berlin und München auf. Nach der ersten und zweiten Staatsprüfung und Tätigkeiten bei verschiedenen Behörden und Gerichten wurde er im Februar 1972 Regierungsassessor beim Landratsamt in Reutlingen. Dort war er bis 1974 tätig. Sein Wechsel zum Innenministerium Baden-Württemberg führte in verschiedene Abteilungen, bis er im Februar 1990 zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg versetzt und dort zum Leiter der Abteilung 3 und gleichzeitig zum Vertreter des Präsidenten ernannt wurde. Udo Breining war stets der Kunst und Geschichte zugewandt, daher war die Juristenstelle im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg eine von ihm favorisierte Aufgabe. Zum Tätigkeitsbereich der Abteilung 3, die zehn Jahre vorher eingerichtet worden war, gehörten neben Verwaltungsaufgaben auch Inventarisierung, Photodokumentation, Photogrammetrie und Öffentlichkeitsarbeit. Die stets kollegiale, sehr freundliche und höfliche Art machte Herrn Breining zu einem allseits geschätzten Kollegen.



Herr Breining begann seine Tätigkeit in einem für die Denkmalpflege erfolgreichen Jahrzehnt, in dem die Aufgaben der Denkmalpflege mit allen ihren fachlichen Stellen zu den zentralen Themen der Landeskulturpolitik zählten. In jenen Jahren wurde der Ausbau der Denkmalpflege mit neuen Aufgaben und neuem Personal erfolgreich fortgeführt. Mit großer Sorgfalt nahm sich Herr Breining allen Rechtsfragen innerhalb des Amtes, aber auch Grundsatzfragen des Denkmalrechts an. Von seinem ruhigen, wohl überlegten Wesen hat die Denkmalpflege immer profitiert, deshalb ist seine juristische Einschätzung bis heute von allen Kolleginnen und Kollegen sehr gefragt.

Im Rahmen der Verwaltungsstrukturreform des Jahres 2005 wurde Udo Breining die Leitung des Referats 111, Recht und Verwaltung, innerhalb der neu gebildeten Abteilung 11, Landesamt für Denkmalpflege, im Regierungspräsidium Stuttgart übertragen. Weiterhin blieb er Stellvertreter des Abteilungsleiters. Mit der Neustrukturierung und der Auflösung des Landesdenkmalamts waren auch tief greifende Veränderungen in Herrn Breinings Aufgabenfeld verbunden. Dies machte ihn sichtlich betroffen. Vor dem Hintergrund, dass die neue Konstruktion nicht etwa eine Vereinfachung mit sich brachte, sondern neue längere Entscheidungswege und kompliziertere Verwaltungsebenen damit einhergehen, fiel ihm sein Abschied nicht allzu schwer. Es bleibt zu hoffen, dass die Position des Juristen in der Denkmalpflege trotz der vorgegebenen Erbringung der Effizienzrendite auch in Zukunft erhalten bleibt, da sie unabdingbar für die fachliche Arbeit ist.

Wir wünschen Herrn Breining für den neuen Lebensabschnitt viel Freude und Gesundheit und hoffen, dass er auch weiterhin von seinem Alterssitz Ulm aus die Geschicke und Belange der Denkmalpflege mit großem Interesse verfolgen wird.



Herr Breining nimmt eine photogrammetrische Aufnahme des Ulmer Münsterturms entgegen.

Mitteilungen

Baden-Württembergischer Archäologiepreis 2008

Im Jahre 2008 wird der alle zwei Jahre zu vergebende Baden-Württembergische Archäologiepreis erneut verliehen. Der von der Wüstenrot Stiftung, Ludwigsburg, geförderte Preis wird für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Landesarchäologie in Baden-Württemberg vergeben.

Mit diesem Preis bekundet die Wüstenrot Stiftung ihr außerordentliches Interesse an der archäologischen Landesforschung.

Das Landesamt für Denkmalpflege, die Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern und der Förderkreis für Archäologie in Baden als Auslober des Preises wollen mit der öffentlichen Würdigung herausragende Leistungen auf diesem Gebiet würdigen.

Mit dem Preis ausgezeichnet werden Personen und Institutionen für besondere Verdienste um die Entdeckung, Erforschung, Erhaltung, Publikation und Präsentation archäologischer Funde und Befunde im Lande Baden-Württemberg. Über die Preisverleihung entscheidet eine sachverständige Jury.

Der Baden-Württembergische Archäologiepreis wird alle zwei Jahre vergeben. Er teilt sich in einen Hauptpreis mit einem Preisgeld in Höhe von 5000 Euro und einen Förderpreis mit einem Preisgeld in Höhe von 2500 Euro. Vorschläge für Auszeichnungen bitten wir bis 15.06.2008 einzureichen an den Vorsitzenden der Jury:

Prof. Dr. Dieter Planck
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Berliner Str. 12
73728 Esslingen

Abbildungsnachweis

U1, U2 B. Gonzales/space4 Stuttgart; S1–2 LAD, F. Pilz; S4 © VG Bild-Kunst, Bonn 2008; S5 Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Stuttgart; S6 Strähle KG, Schorndorf; S7 Le Corbusier © FLC/VG Bild-Kunst, Bonn 2006; S8o Stadtarchiv Stuttgart; S8m Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Stuttgart; S8u gta-Archiv/ETH Zürich: Nachlass Alfred Roth; S9ol Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Stuttgart; S9or, S9u, S10, S11o LAD; S11u, S12 Wüstenrot Stiftung/T. Wolf; S13 LAD, D. Jakobs; S14–18 H. F. Reichwald, Stuttgart; S19–22 B. Gonzales/space4 Stuttgart; S23o Holzmanufaktur Rottweil; S23u Adolf Schneck, Fenster aus Holz und Metall, Stuttgart 1963; S24o, S24m Theodor Krauth (Hrsg.), Das Schreinerbuch, Leipzig 1994 S.153; S24u Adolf Opderbecke, Der innere Ausbau, Leipzig 1911 neu herausgegeben Waltrup und Leipzig 1998, S.103; S25 Ulrich Reitmayer, Holzfenster in handwerklicher Konstruktion, Stuttgart 1940, S.42; S26 Holzmanufaktur Rottweil, November 1997; S27o Holzmanufaktur Rottweil, April 2006; S27m Holzmanufaktur Rottweil, Januar 2007;

Die Vorschläge müssen in schriftlicher Form eingereicht werden. Außerdem sollten jedem Vorschlag entsprechende Bildunterlagen und Begründungen beigegeben werden. Voraussichtlich findet die Verleihung des Archäologiepreises im November 2008 im Neuen Schloss in Stuttgart statt.

Entdeckungen – Höhepunkte der Landesarchäologie

20.04. bis 06.07.2008

Esslingen, Altes Rathaus, Schickhardt-Halle
Öffnungszeiten: Di–So 10.00 bis 17.00 Uhr
Eintritt frei

Nach Stationen in Konstanz und Ulm wandert die gemeinsame Ausstellung des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg nun nach Esslingen am Neckar. Die Ausstellung präsentiert die wichtigsten Grabungen der letzten Jahre in Baden-Württemberg mit interessanten Funden von der Steinzeit bis in die Neuzeit.

Darunter die Ausgrabungen im Umfeld des keltischen Fürstensitzes auf der Heuneburg, die wieder spektakuläre Grabfunde mit kostbaren Goldobjekten erbracht haben. Ein isoliertes Kammergrab des 7. Jahrhunderts n. Chr. aus der Gegend bei Inzigkofen führt den Besuchern das tragische Ende einer frühmittelalterlichen Familie vor Augen. In mittelalterlichen Latrinengruben von Konstanz mit ihren guten Bedingungen für Holzerhaltung kam als besonderes Highlight eine Holzflöte zutage.

Erstaunliche Ergebnisse lieferten aber auch naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden. So machten geomagnetische Messungen das monumentale Hauptgebäude einer römischen Villa in Stettfeld ohne jeglichen Bodeneingriff sichtbar.

S27u, S28o Holzmanufaktur Rottweil, August 2007; S28m, S28u Holzmanufaktur Rottweil, Dezember 2004; S29–34 N. Schärf; S36–38 LAD, B. Hausner, 2007; S40o, S44 Georg Agricola, De Re Metallica Libri XII. Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen, 6. Buch.; S40–43 A. Haasis-Berner; S45o, S50 RPS, Fekete; S45u Luftbilddaufnahme O. Braasch 2004 © Landesamt für Denkmalpflege, Luftbildarchiv D-6127/35.; S46–47o C. Morrissey; S47u M. Nummerger; S48 LAD; S49 RPS, Plansammlung LAD; S51, S53 RPS, F. Pilz; S52 M. Greiß, Nürtingen; S54 RPF, Referat 25; S55 Gemeinde Nordrach; S56 RPT, Ref. 25/Foto Hell; S58–59 RPS, LAD, Geiger-Messner; S61o RPF, Referat Denkmalpflege, S. Schwab; S61ur LAD; S61ul LAD, Kleingärtner; S62o Kurpfälzisches Museum Heidelberg; S62u LAD, V. Eidloth.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg)
LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.

Tag des offenen Denkmals 2008 Vergangenheit aufgedeckt – Archäologie und Bauforschung

Am 14. September 2008 laden wir Sie zum Tag des offenen Denkmals ein. Die bundesweite Eröffnungsveranstaltung findet dieses Jahr erstmals in Baden-Württemberg statt, und zwar in Esslingen am Neckar. Das Motto für 2008 heißt: „Vergangenheit aufgedeckt – Archäologie und Bauforschung“.

Im Zentrum stehen diesmal die spannenden Arbeitsfelder der Archäologen und Bauforscher. Wissen Sie, dass Archäologen neben Schaufel, Kelle und Pinsel heute eine Vielzahl naturwissenschaftlicher Methoden anwenden? Diese helfen ihnen beim exakten Vermessen von Ausgrabungsstellen, Datieren und Einordnen der Funde oder bei der genauen Bestimmung von gefundemem Knochenmaterial. Bauforscher beschränken sich nicht mehr nur auf die Auseinandersetzung mit der Formensprache und Konstruktionstechnik der Gebäude. Heute untersuchen sie historische Bausubstanz meist im Vorfeld von geplanten Sanierungen und Abrissmaßnahmen. Sie sichten Archivmaterial, legen alte Wand- und Putzschichten frei, datieren das Alter von Bauhölzern und erstellen genaue Pläne des Bauzustands. Dabei kommen sie oft zu überraschenden neuen Beurteilungen der Gebäude und liefern wichtige Erkenntnisse zum weiteren Umgang mit der Bausubstanz.

Wir laden Sie ein, sich mit eigenen Aktionen am Tag des offenen Denkmals zu beteiligen. Zeigen Sie doch einmal der Öffentlichkeit den „Lebenslauf“ Ihres Gebäudes. Vielleicht wurden bei Renovierungen oder Restaurierungen ja auch Wandmalereien, Inschriften oder Tapetenreste gefunden. Öffnen Sie Ausgrabungsstätten mit interessanten neuen Funden. Gerne nutzen Besucher das Angebot von Aktionen, die es ihnen er-



Tag des offenen Denkmals 2005 in Breisach, Grußwort durch Prof. Dr. Planck.

möglichen, selber aktiv zu werden. Zum Beispiel vollziehen Kinder – und auch Erwachsene – gerne archäologische Tätigkeiten nach. Künstliche Ausgrabungsflächen sind dafür besonders geeignet. Auch das Nachtöpfeln historischer Gefäße wäre denkbar. Weitere Anregungen findet man auf der Homepage der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz nimmt bis zum 31. Mai Ihre Anmeldungen zum Tag des offenen Denkmals entgegen. Zudem bietet sie kostenfreies Info- und Werbematerial an. Das badenwürttembergische Gesamtprogramm aller Aktionen zum Tag des offenen Denkmals wird vom Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Fachbereich Öffentlichkeitsarbeit anhand der Anmeldungen bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz erstellt. Die Broschüre liegt ab August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden aus bzw. ist über das Landesamt für Denkmalpflege zu beziehen.

Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Koblenzer Str. 75, 53177 Bonn, Tel. 0228-95738-0, www.tag-des-offenen-denkmals.de

Tag des offenen Denkmals 2007 am Castellberg in Ballrechten-Dottingen, Kinderaktion.

Grabungskampagne 2004 unterhalb der Nordspitze der Heuneburg.





Ansicht des „Hortus Palatinus“ in Heidelberg, J. Fouquières um 1619.

„Hortus Palatinus“ in Heidelberg Denkmalpflegerische Auffassung

In der Presse wird derzeit die Rekonstruktion des Heidelberger Renaissancegartens „Hortus Palatinus“ nach dem Stichwerk des Salomon de Caus von 1620 diskutiert. Das Landesamt für Denkmalpflege möchte hierzu folgende Stellungnahme abgeben:

Der außergewöhnliche künstlerische Rang und die hohe gartenkunstgeschichtliche Bedeutung des „Hortus Palatinus“, wie ihn Salomon de Caus zu Beginn des 17. Jahrhunderts geschaffen hat, stehen außer Frage. Der Denkmalwert des Heidelberger Schlossgartens ergibt sich jedoch nicht allein aus der Bedeutung des Renaissancegartens. Denkmalbedeutung besitzt der Garten in Sachgesamtheit mit dem ehemaligen Schloss und in seiner überlieferten Form, d. h. mit allen Spuren seiner Geschichte.

Denkmalrelevante Fakten der Geschichte des „Hortus Palatinus“ sind, dass der Garten in der Form, wie er uns in den bekannten bildlichen Darstellungen begegnet, nie bestanden hat, da die Krönung Kurfürst Friedrichs V. zum König von Böhmen 1619 in Prag die Fertigstellung verhinderte. Das Entstandene wurde bereits 70 Jahre später im Orléans'schen Krieg zusammen mit dem Schloss und Teilen der Stadt weitgehend zerstört. Die Wiederherstellung erfolgte in zeitgemäßen barocken Formen. Mit der Verlegung der Hofhaltung nach Mannheim und Schwetzingen 1720 erlosch das kurfürstliche Interesse an den Heidelberger Anlagen. Im Schlossgarten entstanden von Obstbäumen gefasste Gemüsebeete und eine Baumschule, die der Aufzucht von Bäumen für den Schwetzingener Park diente. Von 1804 bis 1808 wurde der Heidelberger Garten schließlich nach Entwürfen von Friedrich Ludwig von Sckell und Johann Michael Zeyher zu einem Landschaftsgarten umgestaltet und anschließend für die Bevölkerung frei gegeben. Die Maßnahmen stehen ohne Zweifel mit der romantischen „Entdeckung“ und Rezeption des Heidelberger Stadtbildes und seiner Schlossruine in Zusammenhang. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts beginnt eine Phase der intensiven Aneignung des ehemaligen Schlossgartens durch die Heidelberger Bürger- und Studentenschaft und seines funktionalen Wandels zum öffentlichen Stadt- und Vergnügungspark. Diese endete erst 1971 mit dem Abbruch des beliebten „Schloßpark-Casinos“ auf der Hauptterrasse.

Heidelberger Schlossgarten, 2005.



Der Heidelberger Schlossgarten stellt sich heute als eine historisch vielschichtige Anlage dar, die geprägt ist vom Nebeneinander verschiedener Strukturen und Relikte unterschiedlicher Zeitstellungen und Gestaltungsansätze.

Die gartendenkmalpflegerische Zielstellung, die sich aus dem vorgefundenen Bestand des Heidelberger Schlossgartens ergibt, lautet: Ein Instandsetzungs- und Pflegekonzept muss von der historischen Vielschichtigkeit der Anlage und deren fragmentarischer Überlieferung ausgehen und darauf aufbauen. Das erfordert auch die Sachgesamtheit aus Schloss und Garten, die nicht auseinander restauriert werden darf. Ein bestimmter und einseitiger Leitzustand ist nicht herauszuarbeiten. Eine vollständige oder auch weitgehende Rekonstruktion des „Hortus Palatinus“ nach dem Stichwerk des Salomon de Caus von 1620 ist fachlich nicht vertretbar. Denkmalpflegerisch mitgetragen werden kann dagegen die Sichtbarmachung von Grobstrukturen des einstigen „Hortus Palatinus“ auf Teilflächen, etwa der Hauptterrasse, und auch die didaktische Präsentation von Feinstrukturen in eng begrenzten Flächen innerhalb der genannten Grobstrukturbereiche. Die vorhandenen historischen Strukturen und Elemente aller Gestaltungsphasen und Zustände der Gartenanlage sind zu erhalten, gleichrangig zu behandeln und angemessen in eine so weit erforderliche Neugestaltung zu integrieren. Dazu zählen insbesondere: aus der Phase des Renaissancegartens die mächtigen Stützmauern, Substruktionen und die räumliche Grunddisposition des Terrassengartens, vermutlich auch verschiedene archäologische Befunde (untertägige technische Infrastruktur), sowie verschiedene bauliche Ausstattungsteile, wobei es sich bei letzteren zum großen Teil bereits um Überformungen und Nachschöpfungen des letzten Jahrhunderts handelt. Aus der Phase des Landschaftsgartens zählen die Geländemodulation, das Wegenetz und die Gehölzbepflanzung vor allem im Bereich der früheren „Irrgartenterrasse“ dazu. Bei der neuen Gestaltung könnten in Teilbereichen historische Informationen aufgegriffen und Raumstrukturen nachgezeichnet werden. Grundsätzlich soll sich die Neugestaltung aber als zeitgenössisch zu erkennen geben.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 113: Bau- und Kunstdenkmalpflege,
Restaurierung

Neuerscheinungen

Baudenkmale der Moderne – Geschichte einer Instandsetzung

Alle vier Bände der Reihe im Schubser

Die Reihe „Baudenkmale der Moderne – Die Geschichte einer Instandsetzung“, die von der Wüstenrot Stiftung gemeinsam mit dem Karl Krämer Verlag herausgegeben wird, begann mit einem ersten Band über die Instandsetzung des legendären Einsteinturms von Erich Mendelsohn auf dem Telegrafenberg in Potsdam. Die Bände zwei und drei der gleichen Reihe widmeten sich den in den folgenden Jahren durchgeführten Denkmalprojekten: Der Villa Schminke von Hans Scharoun in Löbau und dem ehemaligen Meisterhaus von Georg Mucho und Oskar Schlemmer am Bauhaus in Dessau. Es war folgerichtig, mit einer weiteren Veröffentlichung über die im Jahr 2005 abgeschlossene Wiederherstellung der Doppelhausvilla von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in Stuttgart die Reihe abzuschließen. Jeder dieser Bände beinhaltet und behandelt spezifische Probleme der Denkmalpflege von Bauten der klassischen Moderne.

In ihrem Charakter sind die Dokumentationen Werkstattberichte. Allen Bänden gemeinsam ist der strukturelle Aufbau – über die Bestandsaufnahme und Bauforschung und die daraufhin orientierten denkmalpflegerischen Zielsetzungen bis hin zur Offenlegung der Inhalte und Methoden bei der Planung und Ausführung der Maßnahmen und Feststellung der Ergebnisse – wobei neben den denkmalpflegerischen und bauhistorischen auch den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen Rechnung getragen wurde.

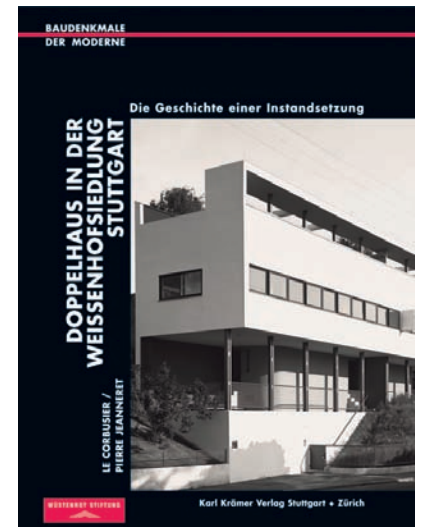
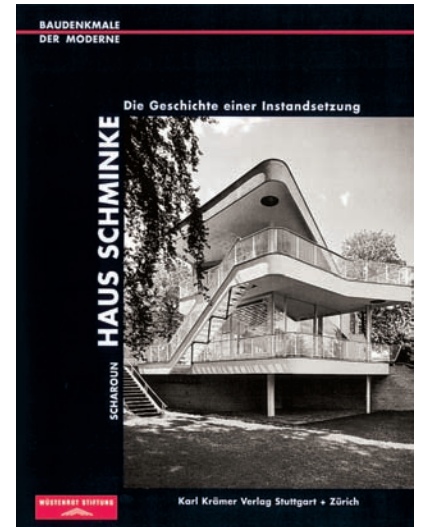
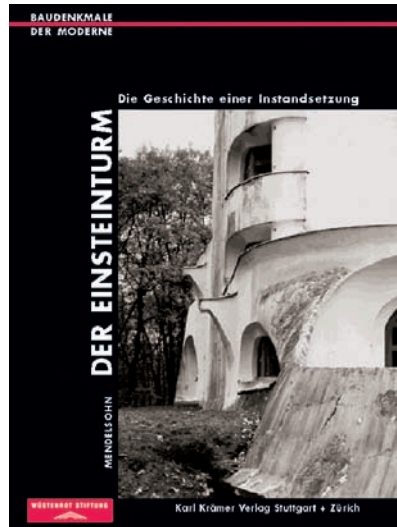
Alle vier Bände der Reihe sind im Schubser zum Sonderpreis von nur 75,- Euro statt 100,- Euro unter der ISBN 978-3-7828-1530-7 erhältlich.

Norbert Huse (Hrsg.)

Mendelsohn. Der Einsteinturm
208 Seiten, 130 Abbildungen. Format
21 x 27 cm, Klappenbroschur.
25,- Euro / CHF 42,90
ISBN 978-3-7828-1512-3

Berthold Burckhardt (Hrsg.)

Scharoun. Haus Schminke
216 Seiten, 152 Pläne und Abb. Format
21 x 27 cm, Klappenbroschur.
25,- Euro / CHF 42,90
ISBN 978-3-7828-1514-7



August Gebebler (Hrsg.)

Gropius. Meisterhaus
Muche/Schlemmer
216 Seiten, 157 Pläne,
Skizzen und Abbildungen.
Format 21 x 27 cm, Klappenbroschur.
25,- Euro / CHF 42,90
ISBN 978-3-7828-1513-0

Georg Adlbert (Hrsg.)

Le Corbusier/Pierre Jeanneret.
Doppelhaus in der Weißenhofsiedlung
Stuttgart
192 Seiten, zahlreiche
Abbildungen, Pläne und Skizzen.
Format 21 x 27 cm, Klappenbroschur.
25,- Euro / CHF 42,90
ISBN 978-3-7828-1522-2



Joachim Wahl: Karies, Kampf und Schädelkult

150 Jahre anthropologische Forschung
in Südwestdeutschland
Materialhefte zur Archäologie in
Baden-Württemberg, Band 79
Hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart,
Landesamt für Denkmalpflege
Stuttgart 2007

250 Seiten, 490 überwiegend farbige Abb.,
ISBN 978-3-8062-2132-9, 45,- Euro
Bezug über den Theiss-Verlag

Baden-Württemberg ist nicht nur reich an bemerkenswerten Baudenkmalen und anderen kulturellen Hinterlassenschaften von internationalem Rang, es birgt zudem eine Reihe von Funden auf dem Gebiet der Anthropologie, die einzigartig sind und immer wieder überregionales Interesse auf sich ziehen. So z. B. der berühmte Unterkiefer von Mauer, der zu den ältesten Nachweisen des Menschen in Europa zählt, oder das Massengrab von Talheim, das weltweit als einer

der frühesten Belege für Krieg angesehen wird. Dazu kommen spektakuläre Skelettfunde wie der Keltenfürst von Hochdorf, eine 2500 Jahre alte Wasserleiche aus Mannheim-Seckenheim, die frühmittelalterliche Mehrfachbestattung von Inzigkofen, in der die Überreste eines Vaters mit seinen drei Söhnen – alle gewaltsam ums Leben gekommen – an exponierter Stelle angetroffen wurden, oder der Schrein des Reformators Johannes Brenz aus der Stuttgarter Stiftskirche.

Alle diese und noch einige Dutzend mehr, aus unterschiedlichsten Aspekten interessante und aussagekräftige Befunde finden Erwähnung in diesem Band der „Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg“. Gegliedert in 14 Kapitel, erwartet den Leser ein facettenreicher Streifzug durch die Geschichte des Landes von der Altsteinzeit bis in die frühe Neuzeit – jeweils ausgehend von menschlichen Knochenresten, die von Fachleuten zum Sprechen gebracht wurden.

Man liest über Ernährungsmangel und Eingeweideparasiten, über die Lebenserwartung in der Römerzeit und die Schuhgrößen mittelalterlicher Konstanzer ebenso wie über die durchschnittliche Körpergröße im Neolithikum, Hinrichtungsoffer aus Ellwangen und Skeletteile, die zu kultischen oder profanen Zwecken Verwendung fanden. Neben den vorgestellten Fällen aus 150 Jahren Forschungstätigkeit werden Einblicke in das methodische Instrumentarium der Anthropologen geboten, Exkurse zur Grabungstechnik, über den Sinn und Zweck osteologischer Sammlungen und ein Who-is-who mit Kurzbiografien zu den Personen, die im Land auf diesem speziellen Arbeitsgebiet tätig waren bzw. sind.

Die einzelnen Abschnitte lesen sich, so schreibt der Landesarchäologe Jörg Biel in seinem Vorwort: „spannend wie Kurzgeschichten einer Kriminalanthologie, ... völkerkundliche Studien, Obduktionsberichte oder Krankheitsbulletins.“ Die Herausgeber haben sich entschlossen, der Reihe mit diesem Band ein moderneres Erscheinungsbild zu geben. Angereichert mit vielen Fotos, Grafiken und Zeichnungen präsentiert er sich daher in neuem Look – auf dem Titel stellvertretend die Grablege eines frühmaturen Mannes aus dem bandkeramischen Friedhof von Stuttgart-Mühlhausen.

Veröffentlichungen zur Denkmalpflege in Baden-Württemberg

Das neue Verzeichnis aller lieferbaren Veröffentlichungen zur Denkmalpflege in Baden-Württemberg ist erschienen. Es kann über das Landesamt für Denkmalpflege, Öffentlichkeitsarbeit, Frau

Glass-Werner, Tel. 0711-90445203 (Mo-Mi) sowie per Mail über augusta.glass-werner@rps.bwl.de bezogen werden.



Siedlungsarchäologie im Alpenvorland IX



Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege
Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Bodo Dieckmann, Arno Harwath und Jutta Hoffstadt
Siedlungsarchäologie im Alpenvorland IX
Hornstaad-Hörnle IA. Die Befunde einer jungneolithischen Pfahlbausiedlung am westlichen Bodensee Mit Beiträgen von André Billamboz, Niels Bleicher, Einhart Nickel, Wolfgang Ostendorp, Edith Schmidt, Klaus Veit und Richard Vogt.
Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 98.
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2007.

584 Seiten Text mit 309 Textabbildungen
und 35 Beilagen
Preis 128,- Euro
ISBN 978-3-8062-2100-8

Aufgrund detaillierter Untersuchungen verschiedener Disziplinen ist es möglich, die ereignisreiche Geschichte dieser Seeufersiedlung an der Wende vom 40. zum 39. Jh. v. Chr. zu zeichnen bis hin zur jahrgenaue Rekonstruktion der Dorfentwicklung.

Cannstatt II

Die Sauerwasserkalke vom Stuttgarter Neckartal und das altpaläolithische Fundlager „Bunker“

Kristine Schatz



Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege
Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Kristine Schatz
Cannstatt II
Die Sauerwasserkalke vom Stuttgarter Neckartal und das altpaläolithische Fundlager »Bunker«
Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 99.
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2007.

300 Seiten Text mit 103 Textabbildungen,
zahlreichen Tabellen und 1 Beilage
Preis 56,- Euro
ISBN 978-3-8062-2124-4

Im ersten Teil werden die Sauerwasserkalke auf der Basis aktueller sedimentologischer Forschungsergebnisse beschrieben, eine neue zeitliche Gliederung entworfen und die Stuttgarter Vorkommen in die quartäre Flussgeschichte des Neckartals und die Quartärgliederung Süddeutschlands eingeordnet. Der zweite Teil ist der Paläontologie und Einbettungsgeschichte der Großwildfauna von der Traverfingfundstelle Cannstatter Bunker vor rund 220000 Jahren gewidmet.

Untersuchungen zur Entstehung der Heuneburg in der späten Hallstattzeit

Siegfried Kurz



Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege
Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Siegfried Kurz
**Untersuchungen zur Entstehung
der Heuneburg in der späten Hallstattzeit**
Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 105.
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag,
Stuttgart 2007.

272 Seiten Text mit 96 Textabbildungen
und 79 Tafeln
Preis 64,- Euro
ISBN 978-3-8062-2123-7

Ziel des Autors ist es, von der isolierten Beurteilung einzelner Fundstellen zu ihrer Integration in ein Gesamtbild vom Siedlungswesen eines Kleinraumes während der älteren Eisenzeit zu gelangen. Er geht von der Hypothese aus, dass die Heuneburg aus der Zusammensiedlung mehrerer ländlicher Niederlassungen hervorging. Die Ergebnisse lassen sich auf andere hallstattzeitliche Höhensiedlungen übertragen, die als Ausdruck neuer Herrschaftsverhältnisse und einer zunehmend komplexeren Sozialorganisation anzusehen sind.

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit 35 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

**Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege**

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 - 0
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 130

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 Denkmalpflege**

Sternwaldstr. 14
79102 Freiburg im Breisgau
Postanschrift:
79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 35 - 00
Telefax 07 61 / 2 08 35 - 44

**Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 Denkmalpflege**

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Postanschrift:
76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

**Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 Denkmalpflege**

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 800709
70507 Stuttgart
Telefon 07 11 / 9 04 - 0
Telefax 07 11 / 9 04 45 - 444

**Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 Denkmalpflege**

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Postanschrift:
Postfach 2666
72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31



Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte
freimachen.
Danke.

An das
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt von Montag bis Mittwoch an Frau Glass-Werner durchgeben.
Telefon 0711-90445-203 oder
Email:
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de